

# OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München und der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT, Berlin“.

Herausgeber: Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrechtstraße 3. Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Straße 26.

1. Oktoberheft 1916	Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26 (Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank)	1. Jahrgang Nr. 19
---------------------	---	--------------------

## Inhalt.

### Originalarbeiten:

- Dehn, Rumänien und der Krieg. S. 289.  
Holma-Oertel, Die Slowakei und die Slowaken. S. 291.  
Bugge, Ukrainische Erinnerungen eines deutschen Sprachlehrers (Schluß). S. 294.  
Meyer-Heydenhagen, Finnlands Schicksalsstunde. S. 298.  
Kaindl, Warum werden die Deutschen im östlichen Europa gehaßt? S. 300.  
Linden, Die Psyche des Handelsmannes im Südosten. S. 302.

### Mitteilungen:

- Die deutsche Kriegspresse. S. 303.  
Bemerkungen zur Errichtung eines Bank- und Speditionsunternehmens für das Morgenland. S. 304.  
Deutsche Mitarbeit am Ausbau des türkischen Schulwesens. S. 304.  
Brief von Dr. C. Rasche an den Herausgeber der Osteuropäischen Zukunft. 2. Umschlagseite.

## Der Kolos auf tönernen Füßen

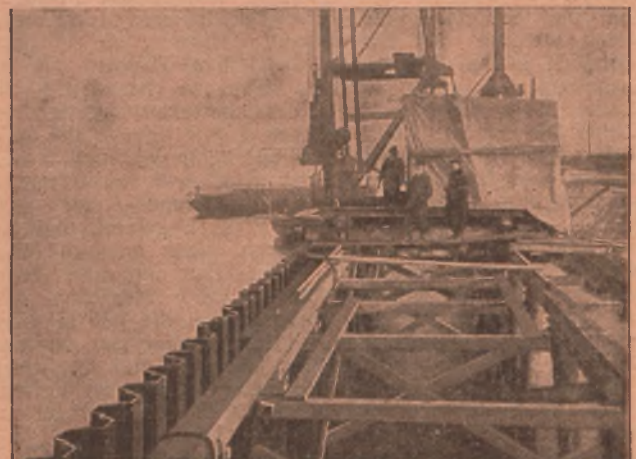
Gesammelte Aufsätze über Rußland  
Herausgegeben von A. Ripke  
Geheftet M. 2.50.

Das Buch enthält folgende Beiträge: Prof. Dietr. Schäfer: Unser Volk inmitten der Mächte. — A. Ripke: Die moskowitzische Staatsidee. — Archivrat P. Karge: Rußland ein Nationalitätenstaat. — D. Donzow: Das veränderte Rußland. — Dr. Neumann-Frohnau: Das Wirtschaftsleben der russ. Grenzländer. — Prof. R. Eucken: Finnland und die finn. Länder. — Prof. Joh. Haller: Die baltischen Provinzen. — Ripke, Die Litauer und Weißrussen. — E. Wasielewski: Die politischen Parteien in Russisch-Polen. — Eug. Lewizky: Die Ukraine. — A. Dirr: Der Kaukasus. — A. O. Jussuff: Die Mohammedaner in Rußland.

Da jetzt voraussichtlich der Kampf im Osten das Hauptinteresse unseres Volkes in Anspruch nimmt, dürfte das Ripkesche Buch für die vielen Tausende, die Söhne im Osten stehen haben, ein treffliches Hilfsmittel sein, sich mit den russischen Verhältnissen und Völkerschaften vertraut zu machen und um zu erkennen, von welcher großer Bedeutung für unseres Volkes Zukunft die Lösung der russischen Fremdvölkerfrage ist.

J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heysestr. 26

## D. R. P. „Rothe Erde“ Ausl.-Pat. SPUNDWAND



Mit Vorteil anwendbar bei:

Hafenanlagen, Gründungen, Brückenpfeilern,  
Schleusenwänden, Laderampen, Ufermauern,  
Baugruben u. vielen anderen schwierigen  
Arbeiten im Wasser- u. Tiefbau

**Gelsenkirchener  
Bergwerks-Akt.-Gesellsch.**

Abt. Aachener Hütten-Verein. Aachen - Rothe Erde.

Man verlange Formenhäfte.

## Mitteilung.

Herrn Dr. Falk Schupp,  
Herausgeber der „Osteuropäischen Zukunft“, Berlin.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir, zu den ausgezeichneten Ausführungen des Herrn Oberingenieur Klötzer in Nr. 17 Ihrer geschätzten Zeitschrift einige Bemerkungen:

Es ist sehr anerkennenswert, daß das als vortrefflicher Kenner der einschlägigen Fragen und Gebiete geschätzte Berliner Vorstandsmitglied des Münchner „Dubvid“ die absichtlich irreführenden Informationen, welche der deutschen Presse über die Ofen-Pester Donaukonferenz von einseitig interessierter Seite zugegangen sind, richtig stellt. Meines Wissens hat nur die Vossische Zeitung über den völligen Mißerfolg dieser Konferenz sich so deutlich ausgesprochen, wie das bei den Zensurverhältnissen gerade möglich ist. Die Regensburger Regisseure hatten denn auch in der Tat kein gutes Gewissen, und so haben sie in der München-Augsburger Abendzeitung (Nr. 501) eine Erklärung veröffentlicht, die sie rechtfertigen soll, die aber wiederum den Kern der Sache umgeht und als Schönfärberei um jeden Preis aufzufassen ist. Der Hauptzweck der Konferenz war die Errichtung einer Donauzentrale in Pest, wie die Bürgermeister dieser Stadt feierlich in der amtlichen madjarischen und deutschungarischen Presse verkündet haben. Dieser Hauptzweck ist nun durch das von der Wiener Regierung gebilligte Ein-

greifen Dr. Weiskirchners schroff vereitelt worden. Folglich kann Herr Held soviel Erklärungen drucken lassen, wie er mag, er bringt trotzdem die Tatsache nicht aus der Welt, daß der von ihm vorgetriebene Bürgermeister Bleyer ein vollständiges Fiasko erzielt hat. Es ist damit ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit erfolgt: Herr Held hat sich in der Angelegenheit des Regensburger Donauhandelsmuseums, die er total verfahren hat, eine empfindliche Schlappe zugezogen, dafür hat Herr Bürgermeister Bleyer ihm jetzt in Pest gleichwertige Konkurrenz gemacht.

Nur in einem Punkt bin ich anderer Auffassung wie Herr Klötzer: Ich sehe nicht ein, warum die bayrische Zentrumsparlei weniger Recht haben sollte, eine so hochwichtige Institution wie ein Handelsmuseum für die unteren Donaugebiete in Regensburg zu schaffen, als die liberale Partei. Dadurch, daß sie weniger Vertreter des Handels und der Großindustrie in ihren Reihen zählt, würde ihr Verdienst, sich dieser allgemein-vaterländischen und wirtschaftspolitischen Frage anzunehmen, nur um so größer sein. Man könnte m. E. höchstens einen Vorwurf für die Liberalen Bayerns daraus herleiten, daß sie diesen Bestrebungen so lau gegenüberstehen, obwohl es sich dabei letzten Endes doch um ein spezifisch bayerisches Auslandsinteresse großen Stiles handelt.

Ihr sehr ergebener

Dr. C. M. Rasche.

## Bücherbesprechungen.

Russische Volksmärchen. Übersetzt und eingeleitet von A. von Löwis of Menar. Balkanmärchen aus Albanien, Bulgarien, Serbien und Kroatien, herausgegeben von August Leskien. Preis je 3 M. kartoniert. Verlag Eugen Diederichs in Jena. —

Beide Schriften schließen ein eigenartiges Gebiet auf. Es ist ein Vergnügen, darin zu lesen, für den, der Märchen liebt; wer zudem gewohnt ist, dem Gehalt von Büchern tiefer nachzugehen, der findet aber auch in ihnen so viel Völkisch-charakteristisches, daß er sie — namentlich die russischen Märchen — nicht aus der Hand legen wird, ohne Gewinn für das Verständnis jener Gebiete, die uns jetzt durch den Krieg ganz anders nahegerückt sind, wie vordem. Zunächst liefern diese Märchenbücher einen neuen Beweis für die Internationalität einer großen Zahl von Märchen. Manches könnte, soweit es das Thema angeht, ebensogut aus der Grimmschen Sammlung stammen. Und doch liegt fast in allen eine ganz fremde Stimmung, die nicht nur im Milieu steckt: der Ton ist es eben, der die Musik macht. In allen der Unterhaltung des Volkes dienenden Erzählungen spiegelt sich am Grund das, was das geheime Sehnen und Wünschen der Menge ausmacht, zumal wenn sie, wie eben diese Märchen, nicht Literarerezeugnisse sind, sondern mündlicher Überlieferung entspringen. Macht — Reichtum und Schönheit, um zu diesen beiden zu gelangen, die realen Genüsse des Essens und Trinkens, des Tanzens zum Beispiel, kehren bei diesen slawischen Märchen als das Erstrebenswerteste immer wieder. Daneben ist häufig die animalische Elternliebe in der Form besonders mütterlicher Schwachheit gezeichnet. Die ehelichen Bande fesseln die Männer nicht allzusehr, namentlich wenn beim Wechsel Vorteil herausieht; Jungfräulichkeit scheint nicht hoch im Preise zu stehen; Rachsucht der Frauen ist häufig. Treue — auch unter Männern — ist ein Begriff, der ins Wanken kommt, und aufgehört zu sein, wenn man einen anderen, wenn möglich Mächtigeren, in der Not schädigen kann. Das nationale Haustierchen, die Laus, ist hoffähig, sei es beim Menschen- oder Drachenzaren. Aus den vielen Zarenreichen, die oft in einem einzigen Märchen erwähnt sind, spricht Erinnerung an altes Gaukönigtum. Beim Erzählen heikler Dinge ist man vorsichtig: „Das geschah in einem Zarenreiche, nicht in unserem Reiche.“ Wenn das Lügen Nutzen bringt, ist es ein allseits als recht und gut anerkanntes Tun.

Man sieht, es steht mancherlei zwischen den Zeilen!

Kommen wir in Fühlung mit diesen Osteuropäern, so wird es für unsere Pioniere — geistige und militärpädagogische — nicht ganz leicht sein, wirkliche Kulturarbeit zu leisten und in straffer Disziplin aufrechte und ehrliche Menschen heran-

wachsen zu lassen. Daß der Teufel, der als Verführer auftritt, gelegentlich geradezu „der Deutsche“ genannt wird, soll nicht ungesagt bleiben, ebenfalls nicht, daß auch viel menschlich Zartes und Gutes aus den Märchen spricht, so eine große Pflanzen- und Tierliebe neben selbstverständlicher Grausamkeit gegen Menschen.

Weniger Ausbeute in psychologischer Hinsicht bieten die Balkanmärchen; sie sind aber meist künstlerisch viel durchgearbeiteter und literarischer — für meinen Geschmack allerdings die schöneren Märchen im bekannten Sinne. Es scheint, daß sich hier nicht nur Einflüsse aus Nordwest und Südost treffen, sondern daß sich von früher her noch eine alte Kulturschicht im Volke erhalten hat. (Z.) Fritz Cramer. 31. VII. 16.

Graf Spir. Gopčević: Rußland und Serbien, 1804—1915, nach Urkunden der Geheimarchive von Petersburg und Paris r. des Wiener Archivs. München, Verlag Hugo Schmidt.

Wer die zahlreichen früheren Schriften von Gopčević über balkanische Fragen kennt, weiß, daß dieser ebenso leidenschaftliche wie geistvolle kroato-serbische Patriot mancherlei Wandlungen durchgemacht hat. Sein politisch-heißblütiger Vortrag war nicht immer frei von Übertreibungen, immer aber mußte man ihm das Zugeständnis machen, daß er niemals bewußt Täuschungen zu verbreiten gesucht oder den Gegner durch unterschobene Behauptungen herabzuwürdigen suchte. Angesichts dieses seines neuen Buches ist es wichtig, sich daran zu erinnern. Rechnet er doch darin gründlich mit dem ruchlosen System ab, das Serbien als Handlanger Rußlands ins Verderben stürzte. Er zeigt auf Grund unanfechtbarer Dokumente, wie schimpflich, selbstüchtig und gemein die Politik der Zarenregierung stets und stetig an dem serbischen „Brudervolk“ verfahren, als dessen Schutzherr es sich heuchlerisch aufspielte. Gopčević zeigt, daß Serbiens Heil in der Einordnung in Österreich-Ungarn liegt und immer gelegen hat und daß dies unbestechliche serbische Vaterlandsfreunde immer wieder erkannt haben. Neunmal haben die leitenden Männer des serbischen Staates im Verlauf eines Jahrhunderts die Einordnung Serbiens in das völkerbeglückende Gefüge der Habsburger Doppelmonarchie verlangt. Auch sonst bringt das Buch unbekannte politische Ereignisse an den Tag, welche das Verständnis der Vorgänge ermöglichen, die zum Weltbrand geführt haben. Gopčević darf des allgemeinen Interesses sicher sein. Sehr verdienstvoll ist die Einführung der kroatischen Buchstabenwiedergabe schwieriger slawischer Eigennamen, die streng phonetisch im besten wissenschaftlichen Sinne ist und allgemein durchgeführt werden sollte, befreit sie uns doch von dem Mischmasch französischer und britischer „Orthographie“, die bei Balkannamen noch immer umherspukt.

Dr. Falk Schupp.

## Die Klingspor-Karten sollen für alle das Schöne in Form und Inhalt liebende Deutschen eine Klingspor- + Musterammlung von Spruchkarten mit und ohne Bildern +

### Karten

werden. Zunächst erscheint während des Krieges zur Erziehung und Festigung eines einheitslichen Krieges- und Siegeswillens eine Sammlung der kraftvollsten und tiefsten Sinnsprüche über Krieg, Volk, Pflichten und Aufgaben des Einzelnen, des Staates und seiner Führer.

Spruchreihen von Dichtern, Musikern und Künstlern, die die schönsten Sinnsprüche unserer Geistesgrößen enthalten, schließen sich an. Andere Reihen werden zu einzelnen Gebieten Stellung nehmen.

Jede Reihe umfaßt 10 Karten, die, wenn sie nur Sprüche enthalten, zu 75 Pfg., wenn sie Bilder und Sprüche enthalten oder voll bedruckt sind, mit M. 1.— für die Reihe berechnet werden. — Man verlange Verzeichnis.

# OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München und der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT, Berlin“.

Herausgeber: Dr. Falk Schupp, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3. Verlag: J. F. Lehmann, München, Paul Heyse-Str. 26.

1. Oktoberheft 1916

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark  
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die vierspaltene Petitzelle. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26  
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank.)

1. Jahrgang Nr. 19

Nachdruck der einzelnen Artikel nur mit unverkürzter Quellenangabe: „Osteuropäische Zukunft“ gestattet.

## Rumänien und der Krieg.

Von Paul Dehn, Berlin.

Inhalt: König Karl. — Frankreichs, Englands und Rußlands Verhalten. — Deutschlands Wohlwollen und Förderung. — Der Geheimvertrag von 1883 mit den Mittelmächten. — Der Kronrat von Sinaja bei Kriegsbeginn. — Rumäniens Abwarten. — Des Königs Tod. — Rumäniens Unfreundlichkeiten gegen die Mittelmächte. — Das Getreidegeschäft. — Die Reibungen mit Österreich-Ungarn. — Der Handel mit dem Dreiverbände. — Rumäniens Wagnis. — Die russische Gefahr. — Rumäniens nächstes Kriegsziel. — Die Macht des Goldes.

Vor fünfzig Jahren, am 20. Mai 1866, setzte Prinz Karl von Hohenzollern als Fürst der vereinigten Donaufürstentümer, der Moldau und der Walachei, seinen Fuß auf rumänischen Boden. Als er nach achtundvierzigjähriger Regierung starb, war aus dem rückständigen, verwahrlosten, parteizerklüfteten Vasallenstaat der Türkei ein modernes, festgefühtes, unabhängiges Königreich, der führende Staat auf der Balkanhalbinsel geworden. König Karl gehörte zu den sittenreinsten Männern, zu den pflichttreuesten Fürsten. Er verkörperte vorbildlich den Staatsgedanken und stand über den Parteien und Interessen. Er war ein deutscher Fürst im besten Sinn.

Napoleon III. hatte die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zwar zugelassen, aber weitere Unterstützung versagt. Seit dem Bündnis mit Rußland bekundete die französische Republik für Rumänien kein Interesse. England verhielt sich teilnahmslos, oft feindselig, weil es vor allem auf die Erhaltung der Türkei bedacht war, und verständigte sich mit Rußland nach dem Türkenkriege von 1877 über die Vergewaltigung Rumäniens, das dem russischen Heer bei Plewna siegreiche Hilfe gebracht hatte und dennoch Bebarabien im Austausch gegen die minder wertvolle Dobrudscha an Rußland abtreten mußte. Rußland beobachtete mißgünstig die Erstarkung Rumäniens und erblickte darin ein Hindernis für sein Streben nach der Vorherrschaft über die Balkanhalbinsel. Wohlwollen und Förderung erlangte Rumänien nicht in Paris, London und Petersburg, sondern nur von Deutschland und Österreich-Ungarn.

Der Hohenzoller fand die öffentlichen Kassen leer, die Verwaltung in kläglichem Zustande. Aber er hatte Kredit. Mit deutschem Kapital wurden die ersten

Eisenbahnen gebaut, Rumäniens äußere Anleihen im Betrage von annähernd 1800 Mill. Lei (zu 80 Pfennig) fast ausschließlich in Deutschland aufgenommen, wo noch heute zwei Fünftel der rumänischen Staatsschuldverschreibungen vorhanden sein mögen. Noch kurze Zeit vor dem Kriege kam in Deutschland eine neue rumänische Anleihe von 250 Millionen Lei zustande. Die französischen Banken hatten unannehmbare Bedingungen gestellt. An der Gründung von Fabriken und an dem Betrieb der Petroleumquellen war deutsches Kapital beteiligt. Rumänien verdankt seinen wirtschaftlichen Aufschwung und seine Heeresausbildung in erster Reihe deutscher Mitarbeit.

Unter König Karl und seinen großen Ministern Jean Bratianu, dem Vater, Peter Carp, Demeter Sturdza, Titus Majorescu u. a. suchte und fand Rumänien Anlehnung an Deutschland und den Dreibund. Bis zu seinem Tode vertrat König Karl seine unerschütterliche Überzeugung, daß Rumäniens Interessen und Zukunft „eine auf dem ständigen Austausch von gegenseitigen Diensten begründete Politik der Freundschaft mit den Mittelmächten erfordern“. Ein später verlängerter Geheimvertrag von 1883 verpflichtete die Mittelmächte und Rumänien unter gewissen, nicht genau bekannt gewordenen Bedingungen zu gegenseitiger Hilfe im Fall eines feindlichen Angriffs. Nach Ausbruch des Weltkrieges berief König Karl Anfang August 1914 einen Kronrat nach Sinaja. Vertragstreu wollte er zu den Mittelmächten halten, mußte es aber erleben, daß der Kronrat mit Ausnahme Carps den verpflichtenden Kriegsfall nicht anerkannte, sondern beschloß, in Kampfbereitschaft die Entwicklung der Dinge abzuwarten, also völlige Handlungsfreiheit zu behalten. Nach halbamtlicher deutscher Darstellung führten die seelischen Erregungen infolge dieses Zwiespalts, nach anderen glaubwürdigen Mitteilungen Vergiftungserscheinungen den Tod des greisen Herrschers herbei, der am 10. Oktober 1914 im Alter von 75 Jahren starb.

Nach dem Tode des Königs erlangten die ausschlaggebenden Politiker freie Hand und zeigten bald steigende Unfreundlichkeit gegen Deutschland und Österreich-Ungarn. Gegen den Beschluß des Kronrats

wurden nicht an allen Grenzen militärische Vorkehrungen angeordnet, sondern nur an den Grenzen gegen Österreich-Ungarn und Bulgarien Truppen zusammengezogen und allmählich verstärkt. Man gestattete die Durchfuhr von Kriegsbedarf von Rußland nach Serbien auf der allerdings internationalen Donau, nicht aber auch von Deutschland nach der Türkei auf der Eisenbahn. Bis Mitte 1915 unterstützte Rumänien den englischen Aushungerungskrieg insofern, als es die Ausfuhr von Getreide und Petroleum nach Österreich-Ungarn und Deutschland durch absichtliche Scherereien und hohe Ausfuhrzölle äußerst erschwerte. Erst als nach dem Rückzug der englisch-französischen Truppen aus Gallipoli die Dardanellen endgültig auch für Rumänien verschlossen blieben, als deutsche, österreichisch-ungarische und bulgarische Truppen Serbien niedergeworfen und die Verbindung zwischen Mitteleuropa und der Türkei hergestellt hatten, sah sich Rumänien veranlaßt, die Ausfuhr seines Getreideüberschusses, der dem Verderben nahe war, nach Österreich-Ungarn und Deutschland zu gestatten, anfänglich mit lästigen Bedingungen, seit März 1916 vertragsmäßig (1 $\frac{1}{4}$  Mill. t) zu hohen Preisen. Im Austausch erhielt Rumänien erhebliche Beträge in Gold, ferner deutsche und österreichische Industrieerzeugnisse, die es dringend benötigte, da es außer mit Mitteleuropa nur noch mit Rußland verkehren konnte.

Nach Kriegsausbruch suchten die Diplomaten des Dreiverbandes durch lockende Verheißungen, durch Angebot österreichisch-ungarischer Gebietsteile wie Italien so auch Rumänien in ihre Gefolgschaft zu bringen.

Zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien bestanden mancherlei Reibungen. Mitte der achtziger Jahre hatte Österreich-Ungarn einen Zollkrieg gegen Rumänien geführt und dessen Ausfuhr nach der Seeseite abgedrängt. Ernste Verstimmung erregten in Rumänien die Madjarisierungsmaßregeln, denen die drei Millionen Rumänen im östlichen Ungarn ausgesetzt wurden. Die Beziehungen zwischen Wien und Bukarest erkalteten. Nach dem Balkankrieg hatte sich Österreich-Ungarn für Bulgarien eingesetzt und anfangs ohne Einvernehmen mit Deutschland den Bukarester Frieden von 1913 für abänderungsbedürftig erachtet, durch den Rumänien nach klugem Zuwarten während der Balkankriege ohne Schwertstreich in den Besitz des bulgarischen Silistria mit ansehnlichem Hinterland gekommen war.

An diese Verstimmungen knüpften die Diplomaten des Dreiverbandes an und begannen mit den rumänischen Ministern einen üblen Handel um die mehr oder minder von Rumänen bewohnten Landesteile Österreich-Ungarns. Man bot den Rumänen Siebenbürgen. In Bukarest verlangte man aber außerdem noch Ungarn bis zur Theiß, ferner das Banat, das den Serben verheiß worden war, die Bukowina, die Rußland für sich beanspruchte, endlich Beßarabien, das Rußland nicht herausgeben wollte. Nach langem Feilschen kam man zu einer Verständigung. Rumänien sollte Siebenbürgen, die rumänischen Striche Südungarns, Teile der Bukowina mit Czernowitz und je nach dem Kriegsverlauf auch bulgarisches Gebiet zwischen Rustschuk und Varna erlangen. Doch wer verbürgte den Rumänen, daß Österreich-Ungarn und Bulgarien niedergeschlagen und aufgeteilt, daß Rußland siegen, daß der Räuber Beßarabiens seine Versprechungen wirklich halten würde? Noch in seinen letzten Stunden warnte König Karl vor den Versprechungen Rußlands.

Immerhin mußte die vorzeitige Kriegserklärung Rumäniens überraschen. Wie Ministerpräsident Bratianu wiederholt versichert hatte, wollte er Rumänien nicht binden, sondern die Politik der freien Hand betreiben,

wie während des Balkankrieges zuwarten, kein Wagnis eingehen, sich erst entschließen, wenn das Kriegsglück entschieden, und sich dann der siegreichen Mächtegruppe zuwenden in der Annahme, dadurch die rumänischen Interessen am zweckdienlichsten zu wahren. Indessen übten die Vierverbandsmächte in ihrer Sorge um den ungewissen Sieg einen so starken Druck, daß Bratianu unter Rußlands Drohung, sofort entweder als Freund oder Feind einzumarschieren, von seinem Entschluß abwich, ohne eine Entscheidung abzuwarten, die Kriegserklärung gegen den Vierbund mit Hinweis auf das siegreiche Vordringen der verhaßten Bulgaren durchsetzte und sich in ein unabsehbares, gefährliches Wagnis einließ.

Rumänien steht vor einer trüben Zukunft. Von seinen alten Verbündeten, auch von Deutschland, von dem es Wohlwollen und Förderung erhalten und noch zu erwarten hatte, wurde es abgekehrt und in den Krieg gestürzt.

Erliegen die Vierverbandsmächte oder bleibt das große Kämpfen unentschieden, so hat Rumänien nichts zu hoffen und seine führende Stellung auf der Balkanhalbinsel eingebüßt. Siegen die Vierverbandsmächte, so hat Rumänien wohl Vergrößerungen zu erwarten, aber mit ihnen unabsehbare Zukunftskämpfe. Denn ohne Siebenbürgen kann Ungarn, ohne Ungarn die habsburgische Monarchie nicht bestehen. Anstatt seines seit 1883 bewährten Rückhalts an die Mittelmächte, die seine Unabhängigkeit sicherten, erhält Rumänien einen unversöhnlichen Nachbar. In den Soldbüchern gefallener rumänischer Soldaten fanden sich kleine Landkarten „Romania vitreata“ mit den neuen Grenzen bis zur Theiß. Indessen konnte die Theiß keine Grenze werden. Die reiche Ebene verleitet die Eroberer mit Notwendigkeit zum Weiterschreiten. Unter der Unbestimmbarkeit seiner Grenzen krankte das alte Polen. Österreich-Ungarn würde alles daran setzen, um Siebenbürgen mit seiner natürlichen, geographisch günstigen und geschichtlich eingewurzelten Grenze wieder zu erlangen.

Siegt Rußland, so wird es nach Aufopferung von Millionen Menschen und Milliarden Geld seine Kriegsziele durchsetzen, Serbien vergrößern, Bulgarien verkleinern und sie zu Vasallenstaaten machen, ein selbst vergrößertes Rumänien aber umarmen wie ein Bär sein Opfer. Denn es steht der Verwirklichung des russischen Kriegsziels auf der Balkanhalbinsel hinderlich im Wege. Nicht genug mit der Herrschaft über Konstantinopel und die Dardanellen, beansprucht Rußland, was schon König Karl angekündigt hatte, einen Teil der unteren Moldau mit Galatz für einen Landzugang nach Konstantinopel, um auch die Donaumündung in seine Gewalt zu bringen und die konkurrierende Ausfuhr rumänischen Getreides und Petroleums zu überwachen. Für Rumäniens Wirtschaftsleben ist die Freiheit der Donaumündung und der Dardanellen eine Notwendigkeit, kann aber durch papierene Internationalisierungen nimmermehr gesichert werden. Vergebens warnte Peter Carp, der älteste und erfahrenste Staatsmann Rumäniens: „Rußlands Triumph ist für uns ein wirtschaftliches und politisches Unglück.“ Die rumänischen Russenfreunde konnten nur schwächliche Einwände dagegen vorbringen. Was Rußland in der Zukunft machen werde, sagte einer von ihnen, der Abgeordnete Take Jonescu — ehemals deutschfreundlich, trotz seiner Wandlungen einflußreich —, wisse er nicht, und eröffnete, um seine Genossen zu beruhigen, die fragwürdige Hoffnung auf die Bildung eines großen Bundes gegen Rußland, falls es seine Herrschaft mißbrauchen würde!

Zunächst wollte Rumänien das langbegehrte Sieben-

bürgen erobern, sollte aber nach den Wünschen des Vierverbandes mit seiner Hauptmacht gegen Bulgarien vorstoßen, um Hand in Hand mit dem Vierverbandsheer von Saloniki die Verbindung der Mittelmächte mit der Türkei zu durchschneiden und die Vereinigung der Vierverbandsheere im Osten zu ermöglichen. Solange Rumänien zu schwanken schien, befürchtete der Vierverband eine Niederlage auf der Balkanhalbinsel, ja einen völligen Mißerfolg. Nach der rumänischen Kriegserklärung sahen die Vierverbandspolitiker Serbien befreit und Griechenland gewonnen, wurden aber durch Rumäniens Preisgeben der Dobrudscha enttäuscht und unterschätzten die Kampflust der Bulgaren und Türken wie die Kräfte der Mittelmächte.

Was die maßgebenden Kreise in Bukarest veranlaßt hat, über alle Bedenken hinwegzugehen, war wesentlich das Gold, das in diesem Kriege eine erstaunliche Rolle spielt. Als Bulgarien sich an die Seite der Mittelmächte stellte, klagte die Londoner „Candid Quarterly Review“ vom Oktober 1915: „Daß es nicht gelungen sei, »Bulgarien zu kaufen«, war der schwerste Fehlschlag.“ Nach Bulgarien gingen 20 Millionen M. englische, französische und russische Gelder, und 13 bulgarische Abgeordnete wurden Anfang 1916 wegen Annahme von Bestechungsgeldern verhaftet. Erfolg-

reicher als in Bulgarien arbeitete der Dreiverband in Rumänien. Wie in Italien, so wurde in Rumänien zunächst die Presse gekauft. Mit wenigen Ausnahmen standen die Bukarester Zeitungen im Dienst englischer, französischer und russischer Interessen und verbreiteten die üblichen Verdächtigungen und Verleumdungen gegen die Mittelmächte. Straßenkundgebungen, die schon oft in inneren Parteikämpfen Rumäniens den Ausschlag gaben, wurden gegen die Mittelmächte und den Vierbund zugunsten Rußlands und des Vierverbandes veranstaltet. Auch die engen Kreise, die Rumäniens Politik machen, darunter Leute, die geringe Achtung, aber großen Einfluß genießen, wurden gewonnen. Ministerpräsident Bratianu hatte sich zu bindenden Verpflichtungen herbeigelassen. König Ferdinand selbst, der noch am 10. August 1914 als Thronfolger auf der Durchreise in Arad freudig das Zusammenwirken des deutschen mit dem rumänischen Heere erhoffte, wurde von seiner Gattin, einer englischen Prinzessin, und deren Schwester, der geschiedenen Großfürstin von Hessen und jetzigen russischen Großfürstin, umgarnt. So erreichten die amtlichen und die geheimen Sendlinge des Vierverbandes ihr Ziel. Das verführte rückständige rumänische Volk wird die Folgen zu tragen haben. (Z.)

## Die Slowakei und die Slowaken.

Von Frau Oberlandesgerichtsrat Maria Holma-Oertel, München.

Der Weltkrieg hat in erhöhtem Maße Deutschlands Aufmerksamkeit auf jene kleinen slawischen Volksgruppen gelenkt, aus deren wesensverschiedenen Einzelkulturen Österreich-Ungarns Gesamtkultur die besondere Prägung und Färbung erhält.

Die alles einebnende Gesittung Westeuropas, der „Industrialismus“, hat bei diesen kleinen slawischen Volksgruppen noch kaum seine ersten Ansätze gefunden.

So tritt uns ein noch ganz ungebrochenes, urwüchsiges Volkstum entgegen mit einem quellenden Reichtum an uralten Volkssitten, an stark ausgeprägten Lebens- und Wirtschaftsformen, die untrennbar verbunden sind mit dieser nationalen Sonderart.

Für den Folkloristen aber eröffnet sich eine wahrhaftige Fundgrube des Wissens, denn all diese kleinen slawischen Völker Österreich-Ungarns verfügen über eine unendliche Fülle alter Volkslieder und Sagen, von eigenartigen religiösen und profanen Gebräuchen.

Vor allem aber zeigen sie uns, die im Deutschen Reich den Niedergang alter Volkssitten, Volkstrachten, bodenständiger Heimatkunst beklagen, eine noch unberührte Welt der Schönheit, in der Erhaltung eines uralten Erbgutes in Form und Farbe, in Hausbau und Hausgerät.

Auf diese scharf ausgeprägte Eigenart dieser der Minderheit angehörenden slawischen Volksteile, die sich von ihren Wirts- und Nachbarvölkern unterscheiden, bauten die Vierverbandsmächte die Legende von der Auflösung der Doppelmonarchie.

Die Losreißung aus dem Staatsverbände, die Verführung durch den allslawischen Gedanken und durch die Macht des gleichen Blutes erschien als leichte Aufgabe.

Aber hier ergab sich einer jener verhängnisvollen Trugschlüsse, eine jener großen Überraschungen, an denen dieser Weltkrieg reich ist, und eine schmerzliche Erkenntnis für die Feinde.

Mochte immerhin ein kleiner Teil des Tschechenvolkes, verblendet von dem slawischen Irrwahn, zum Landesverrat geneigt haben, die Slowenen und Kroaten, die Dalmatiner und Ruthenen, vor allem aber

die Slowaken, hielten Heimat und Vaterland unerschütterliche Treue.

An ihrer Tapferkeit, an ihrer glühenden Vaterlandsliebe, an der bis zur religiösen Inbrunst gesteigerten kindlichen Hingabe an die Monarchie und die Person des Monarchen zerschellte die allslawische Hochflut wie an einem granitnen Damm.

Vor allem aber wurden die Slowaken die Sturm- und Kerntuppen im Osten und Süden, die treueste Waffenbrüderschaft hielten mit unseren Feldgrauen.\*)

Das kleine, tapfere Volk der Slowaken verdiente um seiner vorbildlichen Haltung in diesem Krieg der Vergessenheit entrissen zu werden, um so mehr, als keine andere Bevölkerung slawischen Blutes die gleiche Ehrfurcht und Zuneigung dem Deutschtum und dem deutschen Wesen entgegengebracht hat.

Vor diesem Kriege waren in Deutschland die Slowaken fast völlig unbekannt. Ein Volk ohne Geschichte, ohne Überlieferung, ohne eigenes staatliches Leben. Ein Volk, das mühsam kämpfte, sich inmitten anderer Völker zu behaupten, und von dessen zähem und in stillem Heldentum geführten Lebenskampf kaum je einmal die Kunde drang über des Reiches Grenzen.

In Österreich-Ungarn aber war die slowakische Frage in Verbindung mit der stets zunehmenden Auswanderung eines jener schwer zu lösenden Probleme der inneren Politik, an denen die Donaumonarchie krankte. Es steht zu hoffen, daß diese Frage durch den Krieg ihrer Lösung entgegengeht.

Der Abstammung nach gehören die Slowaken jenem Zweig der Slawen an, die man mit dem Ausdruck „Tschechoslawen“ bezeichnet, und die in Zisleithanien in Böhmen, Mähren und Schlesien, in kleinerer Anzahl auch in Niederösterreich, in Transleithanien, in Nordungarn zu finden sind.

Die Landstriche, die sie bewohnen, werden Slowakei genannt. Sie umfaßt den südlicheren Teil Mährens zwischen Karpathen und March mit den Städten Ungarisch-Brod, Ungarisch-Hradisch, Napajedel, Weseli und Strachnitz, in Niederösterreich nur ein kleines Ge-

\*) Danzers „Armeezeitung“.

biet östlich der Linie Feldberg-Hohenau, in Nordungarn 16 Komitate. In 10 Komitaten haben sie das Übergewicht, in 6 Komitaten sind sie in der Minderheit. Kleinere Sprachinseln aber bilden sie in Kroatien und Siebenbürgen.

In relativ großer Zahl sind die Slowaken in folgenden Komitaten wohnhaft:

Arva	59 096 = 75,1%	der Bevölkerung
Bars	97 824 = 54,8%	„ „
Hont	43 181 = 36,8%	„ „
Stadt Schemnitz	8 341 = 35,0%	„ „
Lipto	78 098 = 89,9%	„ „
Neutra	324 664 = 71,0%	„ „
Preßburg	154 344 = 49,5%	„ „
St. Preßburg	11 673 = 14,9%	„ „
Trenczen	284 770 = 91,8%	„ „
Turocz	38 432 = 69,0%	„ „
Altsohl	113 294 = 84,8%	„ „
Sáros	101 855 = 58,3%	„ „
Szepes	97 077 = 56,2%	„ „

Der Religion nach gehören von den ungarischen Slowaken 1 406 240 der röm.-kath., 463 912 der lutherischen Kirche an. (S. das Kgl. Ungar. statist. Jahrbuch vom Jahr 1913.)

In Österreich betrug die Zahl der Slowaken in Mähren auf einer Fläche von 269 940 ha = 270 000 Seelen.

In Ungarn betrug die Zahl der Slowaken im Jahre 1910 = 1 967 970 Seelen.

Trotz einer günstigen Geburts- und Sterbeziffer haben die Slowaken seit dem Jahre 1910 um jährlich 50 000 Seelen abgenommen. Der ganze Geburtenüberschuß wurde dahingerafft durch die Auswanderung. Das Ziel der slowakischen Auswanderung waren die Vereinigten Staaten von Nordamerika, insbesondere die Minendistrikte Pittsburgs und Kanadas.

Während Kanada die slawische Einwanderung in jeder Weise begünstigte, bereiteten ihr die Vereinigten Staaten erhebliche Schwierigkeiten. Insbesondere wehrte sich das stark ausgeprägte germanisch-keltische Rasseempfinden des Nordamerikaners gegen die Rassevermischung mit kulturell und angeblich auch rassemäßig tieferstehenden Völkern. So entschlossen sich die amerikanischen Einwanderungsbehörden, eine Studienkommission in die Slowakei zu entsenden, welche die Ursache dieser Auswanderung ergründen, die Lebensweise und Gewohnheiten des slowakischen Volkes in der Heimat beobachten sollte.

Diese Kommission, die aus Ärzten, Geologen, Volkswirtschaftlern und Ethnographen bestand, kam zu dem Ergebnis: An der starken Auswanderung des slowakischen Volkes trägt wohl die Hauptursache der ihm eigentümliche starke Wandertrieb.

In Ungarn war die Unzufriedenheit auf politischem Gebiet, der leidige Nationalitäten- und Sprachenstreit, der zunehmende Madjarisierungsprozeß eine weitere Ursache. Daneben drängten die wirtschaftlichen Gründe. Das Anwachsen der Latifundien erschwerte das Aufkommen eines freien, starken Bauernstandes. Der Boden ist karg, trägt geringe Ernte. Dann aber ist der Slowake in wirtschaftlicher Beziehung vollkommen unerfahren, arbeitet nach Urväterart mit primitivstem Gerät. Alles Geschäft ist in den Händen des „Dorfjuden“. Dieser Dorfjude ist aber gleichzeitig Bodenwucherer, Agent der amerikanischen Terrainspekulanten, Vertreter der an der Auswanderung beteiligten Schiffahrtsgesellschaft und Inhaber der Schnapsschänke des Dorfes. Weitgehende Verschuldung des Bodens, Verelendung des Besitzes, Trunksucht sind die Folge. Auf diesem Boden finden die Lockungen der amerikanischen Agenten gutes Fortkommen. Hierzu kommt eine

planmäßig außerordentlich geschickt betriebene Werbearbeit aller, die an der Auswanderung sich bereichern, kanadische Landgesellschaften, amerikanische Minenbesitzer, Schiffahrtstruste. Die Auswanderung des slowakischen Volkes, die unseren Feinden fast zwei Armeekorps tüchtiger, arbeitskräftiger Männer lieferte, wurde zur furchtbarsten Gefahr. Ganze Dörfer verödeten. Es war ein „Weißbluten“ eines ganzen Volkes.

Was wird nun aus diesen armen slowakischen Auswanderern?

In seinem aufsehenerregenden Buch „Der Sumpf“ schildert uns der junge Amerikaner Upton Sinclair das erbärmliche Los dieser Auswanderer, deren Unerfahrenheit, Gesetzes- und Sprachenunkenntnis sie blind abhängig macht von ihren Ausbeutern. Mochte auch ein kleiner Teil der Slowaken es in Amerika zu Bildung und höherem Wohlstand bringen, die meisten von ihnen gingen unter in den „slums“ amerikanischer Industriestädte. Des Zusammenhanges mit dem schlichten, alten Heimatleben beraubt, wurden diese Entwurzelt zum Raube des Bodenwucherers und gewissenloser Spekulant und städtischer Korruption.

Am schlimmsten aber war das Schicksal der weiblichen Auswanderer. Die Auswanderung junger, lediger Frauen ist eine ganz eigenartige Erscheinung, welche die Slowakinnen mit den Irländerinnen gemeinsam haben. Gleich den Irländerinnen verlassen die Slowakinnen gruppenweise die Heimat. Ihr Ziel ist vor allem Neuyork, wo diese jungen slawischen Mädchen ihres Fleißes, ihrer Bescheidenheit halber als Dienstboten außerordentlich geschätzt werden. Wir finden die Slowakinnen ferner als Glasarbeiterinnen, als Zigarettenarbeiterinnen, vor allem aber beschäftigen die vornehmsten Modewerkstätten die geschickten Arbeitshände slowakischer Mädchen.

Für diese jungen Slowakinnen bedeutet diese Auswanderung in erhöhtem Grade Entwurzelung, sittliche Not und Ausbeutung.

Deshalb haben schon vor dem Kriege Politiker, Geistliche, Lehrer einen kräftigen Feldzug gegen die Auswanderung geführt, der aber erst durch den Krieg ein Ende gesetzt wurde.

Die Wiege der Slowaken liegt an den Abhängen des Tatragebirges. Die typischen Ansiedlungen „Kopanica“ genannt, sind einsame Hütten und Gehöfte, eingebettet in Forst, Heide und Moor. Unberührt von der Außenwelt, hat sich hier eine seltsame Lebens- und Wirtschaftsform gemeinsamer Hausgenossenschaft erhalten, die allen slawischen Völkern eigen ist, und eine ganz eigenartige primitive Form des wirtschaftlichen und familiären Lebens darstellt.

Grund und Boden ist in diesen „Zadrugen“ Eigentum der Gesamtsippe wie des einzelnen. Ebenso ist alles Haus- und Feldgerät, Geld und Lebensmittel sogar die Kleidung der Männer und Frauen Eigentum der ganzen Sippe. Dem Ältesten, „stareschina“ genannt, ist die Gewalt gegeben. Er bestimmt, welche Familienmitglieder die Feldarbeit betreiben, Anordnung und Reihenfolge der Arbeit.

Wenn auch die „Zadrugen“ fast überall im slowakischen Gebiet in der Auflösung begriffen sind, so beeinflussen sie in hohem Grade das Leben der Slowaken.

Es ist auch heute noch die Regel, daß die verheirateten Kinder im Gehöfte der Eltern bleiben, gemeinsam arbeiten und gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen, ebenso daß den Frauen alle häuslichen Arbeiten nach ihrem besonderen Können von der Gázdina (Hausmutter) zugewiesen werden.

In den Berggegenden sind die Häuser und Hütten fast stets aus Holz gebaut, in den reicheren südlichen

Komitaten aber aus Stein. Der Stil jedoch ist der gleiche. Alle slowakischen Häuser bieten mit ihren hellen Farben, den buntbemalten Fensterläden ein reizvolles Bild und zeichnen sich durch erstaunliche Reinlichkeit aus. Nirgends fehlt das Blumengärtchen mit Mohn und Sonnenblumen. Allen slowakischen Häusern eigen ist der gewölbte Hausgang mit Sitznischen. Das gemeinsame Familienhaus ist geräumig, einstöckig, oft nur ebenerdig.

Der hervorragendste Raum des Hauses ist das sogenannte „schwarze Zimmer“, „cierne izba“, der Herdraum, dessen Wände vom Ruß geschwärzt sind. Hier finden sich die Familienmitglieder zu gemeinsamer Arbeit. Hier werden die Arbeiten verrichtet. In den Abendstunden wird es zur „Spinnstube“. Das Obergeschoß ist den verheirateten Kindern eingeräumt. Hier findet sich die Prunkstube des Hauses, das weiße Zimmer. Meist mit lichten Farben ausgemalt oder geweißt, die Wände geziert mit heiligem Wacholder, Linden- und Erlenzweigen, farbenfrohen Heiligenbildern. Und nirgends fehlt das Symbol des Heiligen Geistes, das geflügelte und bemalte Ei. Holzgeschnitzte Truhen bergen den Reichtum der slowakischen Familie, die Trachten. Überall sehen wir das slowakische Blumen- und Hahnenmotiv wiederkehren.

Das ausgeprägte Schönheitsempfinden des slowakischen Volkes, sein außerordentlich verfeinerter Farben- und Formensinn prägt sich in dem unerschöpflichen Reichtum an Schmuckformen aus. Fast jedes Stückchen Hausrat des Slowaken, sein Arbeitsgerät wurde zu kleinen Wunderwerken schöpferischer Volkskunst umgestaltet. Der Slowake zeichnet sich durch außerordentliche Geschicklichkeit in allen Handarbeiten aus. Vor allem aber verfügen die Frauen über eine erstaunliche Kunstfertigkeit im Spinnen, Weben und Sticken.

Im Winter arbeiten diese Frauen mit den Händen, die noch die Schwielen harter Feldarbeit tragen, die wunderbar feinen Nadelarbeiten, die als „ungarische Hausindustrie“ nun auch in Deutschland bekannt wurden, in Wirklichkeit aber von armen slowakischen Bäuerinnen stammen.

Der Haupterwerbszweig der Slowaken ist Ackerbau und Viehzucht. In den Berggegenden sind die Slowaken Flößer. Sie ziehen nach Südungarn als Erntearbeiter. Wo sie aber in die Städte der Ebene herauswandern, begegnen wir ihnen als tüchtigen Industriearbeitern. Sie sind Korbflechter, Lederarbeiter. Nur die ärmsten unter ihnen wenden sich dem Hausiererberufe zu, dem Handel mit Sämereien und Gewürzen, mit Farbstoffen. In Deutschland ist der „Drotar“, der „Rastlbinder“ und Kesselflicker uns fast als einziger „Slowak“ bekannt.

In Wien sind der „Zwiebelkrowot“ und der slowakische Glashändler stadtbekannte Erscheinungen, ebenso wie die Obst- und Fruchthändlerinnen des Naschmarktes.

Leider verschwindet bei all diesen immer mehr die heimatliche Tracht. Die Volkskleidung der Slowaken gehört zu den schönsten und eigenartigsten Trachten, die wir in Europa noch besitzen. Sie zeichnet sich vor allem durch ihre Mannigfaltigkeit aus. Fast jedes Komitat, fast jedes Dorf besitzt seine eigene Tracht.

Das slowakische Museum in Turocz, St. Marton, besitzt eine einzigartige Sammlung dieser kostbaren Trachten. Der Farbe nach unterscheidet man die weißen Slowaken der Bergdistrikte, deren Tracht aus gebleichtem weißem Leinen besteht, mit geometrischen Formen schwarz bestickt, und den roten Slowaken der reichen Gegenden des Südens, deren Tracht ein leuch-

tendes Scharlachrot aufweist und sich durch einen wunderbaren Reichtum an farbenprächtigen Stickereien auszeichnet.

Ein ausgesprochener Künstlergeist ist im slowakischen Volke lebendig. Kaum ein zweites kleines Volk verfügt über so viele ausgezeichnete Maler und Bildhauer. Bei primitiven Völkern hat der bildende Künstler noch eine besondere heilige Aufgabe für sein Volk zu erfüllen: er ist der tönende Mund seines schweigenden Leides, er gibt ihm erst die wahrhafte Selbsterkenntnis, das Selbstbewußtsein als Volk. Er wirbt mit seiner künstlerischen Liebe, mit seinem tiefen Erfassen des letzten geistigen Gesetzes in seinem Volke für Liebe und warmherziges Verständnis. Und diese erhabene Aufgabe hat vor allem der größte aller slowakischen Maler gelöst: Joza Uprka, der Maler der mährischen und ungarischen Slowaken.

Kaum ein Jahrzehnt ist es her, daß die slowakischen Künstler, die in Deutschland vollkommen unbekannt waren, mit der tschechischen Künstlergruppe gemeinsam im Pariser Salon ausstellten und dort Lorbeeren ernteten. Da war es das Verdienst der mährischen Künstlergruppe, an deren Spitze Uprka stand, ihr Volk zu bewahren vor dem Einfluß der Franzosen, seine Kunst zu schützen vor dem internationalen Artistentum.

Die Lossagung der Slowaken von den Tschechen war mehr als ein künstlerisches Ereignis, es war vor allem eine politische Tat.

In Göding (mährische Slowakei) wurde unter der tatkräftigen Leitung Professor Alois Koliseks, des feinsinnigen katholischen Priesters, der slowakischen Kunst eine würdige Heimstätte geschaffen. Es entstand das slowakische Künstlerhaus, ein einzigartiges Volksmuseum, das die Meisterwerke der bildenden Kunst und des Hausfleißes der Heimat Erde erhält, in der sie wurzeln; vor allem eine lückenlose Sammlung der Werke Uprkas.

Uprkas Pinsel war es gegeben, in seinen wunderbaren, sonnendurchglühten Bildern das slowakische Volk zu schildern: das Volk bei der Arbeit, in Haus und Hof, die Pracht seiner Kirchenfeste, die leuchtende Schönheit der Volkstrachten auf Jahrmärkten und Wallfahrten, seine alten Sitten und Gebräuche.

Neben ihm sind von mährischen Künstlern noch zu nennen: sein Namensvetter Franz Uprka als Bildhauer, Anton Frolka, Johann Köhler, Georg und O. Mandl, von ungarischen Slowaken Josef Hanula, Karl Lehotsky, Karl Vodek, Paul Sochan, Martin Benka, Peter Kern.

Der außerordentlich künstlerische Sinn der Slowaken offenbart sich vor allem auch in ihrer Musik, in ihrem Reichtum an Märchen und Sagen, in den Volksliedern, um deren Erhaltung und Wiederbelebung Professor Kolisek sich verdient gemacht hat. Ein großer Teil der Kulturarbeit des slowakischen Volkes knüpft sich an den Namen dieses geistig hervorragenden Mannes, der wohl der beste Kenner der Slowakei ist.

Die Slowaken verfügen über eine Anzahl guter Zeitschriften, und ihre jüngeren Schriftsteller sind mit Erfolg bemüht, dem slowakischen Volk ein eigenes Schrifttum zu schaffen, um es vor dem ungünstigen Einfluß der Tschechen zu bewahren.

In seiner Gesamtheit besitzt das slowakische Volk eine Reihe der wertvollsten menschlichen Eigenschaften. Vor allem eine tiefe Religiosität, Treue zu Kaiser und Reich, Arbeitsamkeit, Pflichtbewußtsein, Anspruchslosigkeit.

Das Familienleben ist von außerordentlicher Reinheit. „Mein Haus ist meine Welt“, ist ein slowakisches Sprichwort.

Überall, wohin er auswandert, bringt er sein eigenes

Arbeitsgerät mit, und auf einem Feld, das von Slowaken bearbeitet wurde, wuchert kein Unkraut.

Die Seele des Slowaken zu ergründen ist schwer. Er neigt zur Melancholie, ist aber nie so passiv wie die anderen Slawen. Er trägt willig Leid und Ungemach und besitzt trotzdem einen starken Stolz.

Den Lichtseiten des slowakischen Charakters stehen einige Schattenseiten gegenüber. Er besitzt wenig politisches Verständnis und geringe Anpassungsfähigkeit an die Verhältnisse, die einmal geschichtlich gegeben sind; daher sein erbitterter Kampf gegen das Madjarentum. Dann aber ist er jeder Beeinflussung leicht zugänglich.

Aberglaube und Unwissenheit wuchern noch heute. Unbeeinflusst vom Christentum herrscht heute noch der Glaube an Hexen, Vilyen, an Zauberer und Vampire. Die Ursache ist in dem Mangel eigener Schulen zu suchen. Dies hochbegabte slowakische Volk zeigt einen erschreckend hohen Prozentsatz von Analphabeten. Auf 2 Millionen Seelen zählen wir heute noch 140 000 Analphabeten. Das sind wohl an die 300 000 mehr als die Deutschen, aber auch um 300 000 weniger als die Kroaten, die eigene Landesvertretung haben, und die um 1 Million stärkeren Rumänen. Trotz alledem gehören die von Slowaken bewohnten Land-

striche durch den Fleiß und die Tüchtigkeit ihrer Bewohner zu den in jeder Beziehung fortgeschrittensten Landesteilen Ungarns.\*)

Die Slowaken erhoffen von diesem Weltkrieg eine Klärung und endgültige Besserung ihrer Lage. Als treue Söhne der Heimat haben sie mitgekämpft in diesem blutigen Völkerringen; nun möge es ihnen vergönnt sein, in friedlichem Wettkampf ihres Volkes eigene Sprache und Gesittung zu bewahren und durch besseres Schulwesen der großen Unwissenheit entgegenzuarbeiten. Die Schaffung von Länderbanken, Vorschußvereinen, genossenschaftlicher Wirtschaftsführung, vor allem aber eine schärfere Bekämpfung des Wucherwesens werden zur Entschuldung des Bodens beitragen. Der unselige Sprachen- und Völkerstreit ist vor der großen Aufgabe, das allen gemeinsame, heilige Vaterland zu schützen, verstummt.

Eine der großen Aufgaben wird es sein, dem tapferen slowakischen Volke die Heimaterde zu erhalten, für die es geblutet. Österreich ging mit dem Beispiele voran und auch das ritterliche Herrenvolk der Madjaren wird sich nach dem Kriege dieser Ehrenpflicht nicht entziehen wollen. (Z.)

\*) Siehe hierüber Dr. E. Stodola, Statistika Slowenska.

## Ukrainische Erinnerungen eines deutschen Sprachlehrers.

Von Realschuldirektor Bugge, Wiesbaden.

(Schluß)

Melodisch läutet das Feierabendglöcklein im nahen Gutsdorf. —

Sieh, da wanken die von der mühseligen zehnstündigen Weizenernte abgematteten Gestalten der herrschaftlichen Schnitter, Sensen und Rechen über der Schulter tragend, an der breiten Freitreppe des Schlosses vorüber: sehnige, sonnengebräunte Männer, schlanke, dunkeläugige Frauen, barfüßige, trippelnde Kinder. —

Der Hausherr hat vom Diener das kubische Untetüm des blechernen Wodkabehälters an den Rand der Balkonmauer tragen lassen und kredenzt eigenhändig — nach patriarchalischer Landessitte — seinen ortseingesessenen Feldarbeitern den stärkenden Abendtrunk. —

Einzelnen treten die müden Figuren ehrerbietig und barhäuptig an die steinernen Treppenstufen, bekreuzigen sich und nehmen aus der Hand ihres reichen Brotgebers den nervenaufüttelnden Gluttrunk entgegen.

„Gott gebe Gesundheit und Wohlergehen!“ murmelt die dankbare Lippe des Empfängers der Feuerwasserspense. —

Dann trolt sich die ärmlich gekleidete Arbeiterschar, melancholische Volkslieder singend, dem heimischen Herde zu, wo die nahrhafte Grütze im Kessel brodelt, bewacht und umgerührt von den älteren Kindern der zahlreichen Familie. —

An solche sich wochenlang allabendlich wiederholenden Episoden idyllischen Landlebens schlossen sich im gräflichen Familienkreise meist teils französischen, teils deutschen, teils russisch geführte Erörterungen politischer und sozialer Art, die sich bisweilen bis nach Mitternacht in die Länge zogen und bei denen die verschieden organisierten Geister ziemlich hart aufeinanderplatzten, ohne sich jedoch jemals zu entzweien.

Das war hochinteressant.

Unsere kleine sozialpolitische Parlamentskommission spaltete sich in zwei sich schroff gegenüberstehende Parteigruppen: eine panslawistisch angehauchte Mehrheit — die Rechte! — und eine spezifisch

ukrainisch denkende und fühlende oppositionelle Minderheit — die Linke! —

Erstere war vertreten durch den schwerreichen konservativen Großgrundbesitzer und seine beiden in dasselbe Horn stoßenden Herren Söhne, letztere durch seine einer altukrainischen Bojarenfamilie entstammende Gattin und — meine westeuropäische liberale Wenigkeit. —

Eigentlich war Ossip Nikolájewitsch — so wurde der Graf nach der patriarchalischen Landessitte im Familienkreise und auch vom gesamten Hausgesinde genannt! — kein Großrusse, sondern er leitete seinen Stammbaum ebenfalls aus einem alteingesessenen ukrainischen Adelsgeschlecht her, das aber in der schrecklichen Ausrottungsperiode nach Peter dem Großen die Farbe gewechselt hatte und auch seitdem mehrfach großrussische Blutsbestandteile in sich aufnahm. In jüngeren Jahren war er dann in Moskau als russischer Kavallerieoffizier in das panslawistische Lager abgeschwenkt und sah in der festen Vereinigung aller Slawenstämme unter russischem Zepter das alleinige Heil auch seines engeren Vaterlandes, der Ukraine, der er trotz seiner schwärmerischen Heimatliebe keine besondere Autonomie zugestehen wollte. Ebenso hielt er die ukrainische Sprache mit ihrer reichen Volkspoesie nur für einen Bauerndialekt Kleinrußlands! —

Dieser vollständig unrichtigen, weil unwissenschaftlichen Ansicht schnurstracks entgegengesetzt war die politische Ansicht der Frau Gräfin — Felicia Ipolitowna.

Ja, sie war in der Tat eine glücklich angelegte, trotz der vollständigen Unterdrückung ihres heißgeliebten Ukrainervolkes stets hoffnungsvoll in seine politische und soziale Zukunft schauende Individualität. Dieser feste Glaube an die politische Existenzberechtigung ihrer schönen engeren Heimat gründete sich auf jahrelange wissenschaftliche Studien ethnologischer und anthropologischer Art, denen sie an der Lemberger Universität mit Eifer obgelegen hatte und deren Ergebnisse sie ungemein geschickt und tapfer ihrem verhält-



nismäßig oberflächlicheren Gatten gegenüber zu verteidigen wußte.

Nicht etwa aus Ritterlichkeit, sondern auf Grund meiner Sprach- und Literaturkenntnisse nahm ich Partei für die Hausfrau.

Wir legten in erster Linie den wichtigen Grund der Abstammung der Ukrainer wissenschaftlich fest, und kamen auf Grund der bahnbrechenden Untersuchungen Lemberger und Czernowitzer Fachautoritäten zu dem unumstößlichen Ergebnis, daß die Ukrainer und Ruthenen weder polonisierte Russen noch russifizierte Polen, sondern nach ihrem eigenartigen Wuchs, ihrer Schädelbildung, dem Gesicht, der Haar- und Augenfarbe ein absolut originales slawisches Volk sind, das auch keinerlei Mischung mit mongolischen Nomadenstämmen im Typus aufweist.

Und damit, so folgerten wir logisch weiter, stimmt auch ihre Sprache überein. Sie ist kein Bauern-dialekt polnischen oder moskowitzischen Stammes, sondern ein diesen slawischen Sprachstämmen vollständig gleichgestellter, in Vokalisierung und Konsonantismus von ihnen abweichender Sprachstamm der großen slawischen Völkerfamilie. Das beweist auf das schlagendste ihre überaus reiche, auf eine tausendjährige Entwicklung zurückgehende Literatur und im besonderen ihre herrliche Volkspoesie, mit der weder Polnisch noch Russisch an Wohllaut, Reichtum und Vielseitigkeit wetteifern kann. Und daß diese geistige Schaffenskraft des ukrainischen Volkes auch in der Neuzeit — trotz aller Unterdrückungsversuche seitens des Moskowitertums — nicht nachgelassen hat, das beweisen die literarischen Werke eines Schewtschenko, Wowschok, Fedkowskytsch, Kulisch und Franko. —

Endlich, so schloß in der Regel unsere sonnenklare Beweisführung die erregte Unterhaltung, beweist nicht auch die mittelalterliche Geschichte der Ukraine, daß sie gegründeten Anspruch auf politische Selbständigkeit hat? —

War doch das uralte Staatsgebilde des Großfürstentums Kiew, das fälschlicherweise in allen von der russischen Regierung abgestempelten Geschichtsbüchern als altrussisch bezeichnet wird, in Wirklichkeit nichts anderes, als die erste lebensfähige Staatsorganisation der südlichen Slawenstämmen Osteuropas! — —

Und wie urkräftig entwickelte sich dies junge südslawische Staatswesen, allerdings unter tatkräftiger Mitwirkung normannischer Söldnerscharen, zu einem bedeutenden Kulturstaat, der sogar schon die Ansätze zum Parlamentarismus aufwies, während im russischen Nordosten wüste Barbarei, Unkultur und Knuten-Absolutismus herrschten! — —

Leider zerfiel dann freilich später diese frischblühende ukrainische Kulturschöpfung unter den brutalen Schlägen von Tataren, Polen und — Moskowitern. — —

Mitten in diese in lauen Sommernächten von uns abgehaltenen hochinteressanten parlamentarischen Geheimnissen — den Namen „Ukraine“ nahm damals in der Öffentlichkeit kein Südrusse in den Mund! — fiel ganz urplötzlich ein — Judenpogrom! —

Die Ukrainer stehen im großen und ganzen der zahlreichen jüdischen Landbevölkerung durchaus nicht feindselig gegenüber. Das liegt nicht im friedlichen, menschenfreundlichen Charakter dieser Nation.

Auch in unserm Dörfchen nahmen die ein Viertel der Einwohnerzahl ausmachenden Israeliten, die als ungemein fleißige und geschickte Geschäftsleute und Handwerker sich redlich ihr tägliches Brot verdienten, eine durchaus geachtete Stellung ein. Kein Mensch dachte jemals daran, ihnen etwas zuleide zu tun. Nun lebten aber seit Jahrhunderten zwischen den rein-

ukrainischen intelligenteren und toleranten Dörfnern einige Dutzend gewaltsam aus dem moskowitzischen Nordosten angesiedelte Russen, die sich nicht nur durch ihren Typus — tatarische Stumpfnase und mehr gedrungenen Körperwuchs! —, sondern auch durch Alkoholismus und Trägheit unvorteilhaft von der Urbevölkerung unterschieden und von jeher neidisch auf die wohlhabenderen Juden blickten. —

Da begann es im Frühjahr kurz nach der Ermordung des Zarfreyers, als unter dem rohen Druck der altrussischen Richtung, die die geringsten Sonderbestrebungen der geknechteten Fremdvölker des Reiches grausam unterdrückte, überall im stillen eine nihilistische Propaganda wühlte, auch bei uns im friedlichen Süden zu rumoren.

Anarchistische Emissäre aus Kiew und Odessa, den großstädtischen Herden der revolutionären Bewegung, erschienen in der Verkleidung harmloser Hausierer und suchten unsere armen Tagelöhner gegen die Krämer und Handwerker jüdischen Religionsbekenntnisses aufzuhetzen. Auch an geheimen Aufstachelungen gegen die reiche Gutsherrschaft fehlte es nicht. —

Zur Ehre der rein ukrainischen Tagelöhner unseres Gutsdorfes muß der Wahrheit gemäß gesagt werden, daß sie sich diesen gewalttätigen Bestrebungen gegenüber durchaus ablehnend verhielten. Vielmehr waren es nur die Nachkommen ehemals Zugewanderter moskowitzischer Herkunft, die sich zu Roheiten gegen ihre israelitischen Mitbewohner hinreißen ließen.

Mit wuchtigen Axthieben schlug man eines Nachts die hölzernen Kramläden und Handwerkerwohnungen des langgestreckten Judenbasars ein: Kolonialwaren, Betten, Möbel und Kleiderstoffe flogen im wirren Durcheinander aus dem Fenster auf die Dorfstraße, um dort verbrannt oder in den Sand gestampft zu werden! . . .

Zwei Tage währten diese Unruhen schon. — —

Der Graf war inzwischen zur vierzig Werst von uns entfernten Eisenbahnstation geritten und hatte dort telegraphisch mit dem Kommando der nächsten Garnison verhandelt, das er dringend um schnellen militärischen Schutz ersuchte, zumal da er fürchtete, die großrussische Horde würde sich auch an seinem Herrnsitz vergreifen! —

Schon machten wir uns im Schlosse auf das Schlimmste gefaßt, verrammelten Fenster und Türen, bewaffneten die treugebliebenen ukrainischen Knechte mit Knütteln und Heugabeln und setzten unsere Revolver und Jagdgewehre in Bereitschaft, um die Unholde würdig zu empfangen.

Da traten eines Morgens — vier Tage nach Ausbruch des Pogroms — achtzig Donsche Kosaken mit verhängtem Zügel durch die sandige Dorfstraße, jeden der müßig Herumstehenden kräftig mit ihren 35 cm langen, kurzstieligen Nagajken bearbeitend. Achtundvierzig Stunden später folgte ihnen in kriegsmarschmäßiger Ausrüstung ein Infanteriebataillon, dessen Offiziere im Herrenhaus und seinen Nebengebäuden einquartiert wurden. Die Mannschaft bezog mit der Sotnie Kosaken zusammen ein Zeltlager am Saume des gräflichen Parkes. —

Damit zog wiederum nicht nur Ruhe und Frieden in unsere aufgeregte Dorfeinwohnerschaft, sondern auch interessantes militärisches Leben und Treiben in den einsamen Edelsitz. Die Offiziere nahmen ihre Mahlzeiten bei uns ein.

Für mich hatte dies kriegsartige Zwischenspiel außer ungemein fesselndem Typenstudium noch besonders die anfangs weniger anmutende, schließlich aber ganz willkommene Folge, daß ich meine beiden reizenden Turmzimmer dem Bataillonsadjutanten und seinem

Schreiber auf acht Wochen abtreten mußte. Ich wurde dafür bei einem der wenigen besser situierten ukrainischen Dörfler eingemietet, der mir gern seine sogenannte „gute Stube“ abtrat. —

Welch ein Wechsel im Milieu! — Bisher hatte mich Wohlhabenheit, ja Luxus, feine Kultur und Gesittung umgeben, und nun sah ich mich plötzlich mit jähem Ruck in die niedere Sphäre verhältnismäßiger Unkultur, ja des Analphabetismus versetzt!! —

Die ukrainischen Häuser des platten Landes sind kleine, schlohweiß getünchte, quadratische Steinbauten mit hohem Stroh- oder Schilfdach, lukenartigen Doppelfensterchen und einem ganz primitiven Steinherd im Hausflur, in dem sich auch meistens die lieben Borstentierchen aufhalten. Die kleinen Wohnräume zu ebener Erde sind ungedielt, aber reinlich gehalten. Außer einem urwüchsigen Bett wies das mir zur Verfügung gestellte Zimmerchen einen roh gezimmerten Kleiderschrank, eine den riesigen Backsteinofen umgebende Bank, einen uralten Lehnstuhl mit etwas wackligen Beinen und eine Unmenge flittergoldverzierter Heiligenbilder auf. In einer mystischen Nische brannte vor einem braunen, in der Manier des heiligen Lukas gemalten Madonnenbildchen das „ewige Lämpchen“. —

Ich fühlte mich trotz der Anspruchslosigkeit dieses romanhaft anmutenden Ganzen von Anfang an ganz wohl in dem sandbestreuten kleinen Raum, wenn ich abends aus dem behaglichen Herrenhaus heimkehrte und zur Ruhe ging, während draußen im verwilderten Obstgarten die Grille ihre eintönige Melodie zirpte. —

Und nun diese wundervolle Gelegenheit, das unverfälschte Ukrainertum in Denk- und Sinnesart gleichsam an der Quelle — am idealen Modell eines echten Steppenbauern und seiner mehrköpfigen Familie zu studieren und psychologisch ergründen zu können! — Gab es denn für den seelenkundlichen Forscher in aller Welt ein lohnenderes, ein fesselnderes Problem?! —

Man glaubte sich um ein Jahrhundert in der Zeitrechnung und Kultur zurückversetzt, wenn man in die urwüchsigen, aber nicht unintelligenten, treuherzigen Seelen dieser braven, sprachlich, religiös und politisch unterdrückten Menschen tiefere Blicke tat. —

Und nun kommt heraus aus der Tiefe meiner Gedächtnisruhe, ihr Lieben, in der ihr seit länger als einem Menschenalter gelegen — Michail Michailowitsch und Olga Iwánowna, du schmuckes, braunäugiges ukrainisches Ehepaar, und auch du, dralles, sonnengebräuntes vierblättriges Kinder-Kleeblatt: Andruschka, Manja, Kolja und Jadwiga! —

Ich will euch der deutschen Leserwelt der „Osteuropäischen Zukunft“ in einer kurzen Privataudienz literarischer Art vorstellen, als einen Miniaturbeitrag zur ewig fortschreitenden Kulturgeschichte! —

Der schlanke, gutgewachsene Vater, achtunddreißigjährig, sehnig und gewandt in allen seinen Bewegungen und Hantierungen, war das Urbild eines ukrainischen Muschiks mit all seinen guten und zum Teil weniger guten Charaktereigenschaften: arbeitsam, ehrlich, gastfrei, fromm, mit dem Beigeschmack des Abergläubischen, und verhältnismäßig reinlich und anspruchslos. —

Wenn aber die Wochenarbeit getan war, dann fiel der Brave bisweilen etwas aus der Rolle! —

Sechs Tage lang konnte sich der gute Kerl im Schweiß seines Angesichts abrackern: pflügen und säen, das Vieh besorgen und Haus und Hof in musterhafter Ordnung halten.

War aber die Sonntagvormittagsmesse beendet und das etwas erhöht liegende grünbedachte Dorfkirchlein lag hinter seinem Rücken, dann sprang „Frau

Temperantia“ plötzlich herab von dem bisher verständigen gelenkten Gefährt seiner anspruchslosen Lebensführung, und führerlos sauste es auf einige Stunden dahin, um sich einmal gründlich auszutoben nach dem ewigen Druck politischer und sozialer Unfreiheit! —

Also direkt hinein ins dunkle Traktier, das ein geschäftsgewandter Hebräer am Ende des Dorfes im kühlen Gewölbe des einzigen Gasthauses hielt:

„Rúmitscki málinki — Abrám Simeónowitsch, i búlku!“ —

Nach sechstägiger Schufferei kann sich der Bauer das wohl mal leisten!

Er bekreuzigt sich fromm. —

Schmeckst du prächtig! —

Aber wenn man trinkt, muß man auch rauchen! —

„Papirossen gib für zehn Kopeken!“ — —

Wohlgefällig schmunzelnd schaut er den duftenden, blaugrauen Dampfingeln nach, die Mund und Nase entsteigen.

„Und wie wär's denn mit einem Teller heißen Borscht mit Kascha, ganz frischem Schmand und lekeren Piróggen?“ lockt der schlaue Gastwirt. —

Michael kraut sich zögernd hinterm Ohr. —

Allein, höflich zuvorkommend hat ihm der Verführer bereits einen großen Napf des urkräftigen süd-russischen Nationalgerichts vorgesetzt, dessen Kräutergeschmack seine Nase sanft umschmeichelt.

„Zum Teufel! Her mit der Suppe! — Gib ein Fläschchen vom Besten! — Heut ist Feiertag! — Die Grütze will schwimmen. Laßt uns fröhlich sein und trinken und singen! — Gebe Gott Leben und Gedeihen!“ — —

Dreimalige fromme Bekreuzigung. — —

Vergessen sind all die guten Vorsätze des Sonntagsgottesdienstes; vergessen auch die dampfenden Mehlklöße, mit denen ihn Punkt 12 mittags die treusorgende Hausfrau zu empfangen versprach; vergessen die trauten Gebete seiner Kinderchen, die sie, morgens früh nach dem Erwachen, vor ihren Heiligenbildchen kniend, herbeteten! —

Angeregt vom Gastwirt, leert er ein Gläschen nach dem andern, in seligster Stimmung alle politischen und sozialen Leiden seines unterdrückten Heimatlandes vergessend, und singt ellenlange ukrainische Volkslieder, in deren Kehrreim der Jude verständnisinnig einfällt. —

In diesem amüsanten Augenblick erscheint plötzlich der dunkelrote Kopfputz der teuren Gattin draußen am vergitterten Fenster der niedrigen Spelunke.

Ja, wahrhaftig, es ist Olga! —

„Und du schämst dich nicht, Michail, vor Gott und den Menschen, am hellichten Tage des Herrn dein sauer erworbenes Geld zu verschlemmen?“ —

Tränen des Zornes entströmen den schönen Augen der stattlichen, sonntäglich geschmückten Bäuerin.

Auch der Gatte wischt sich bewegt ein Tränlein von der verwitterten Wange.

Dann läßt er seine inzwischen eingetretene bessere Hälfte freundlichst ein, neben ihm Platz zu nehmen und „Rest“ mit ihm zu trinken, worauf sie vernünftigerweise eingeht.

Er ist ja durchaus nicht betrunken, nur etwas angeheitert. —

Friedlich stoßen die beiden Ehegatten miteinander an, worauf er mit unendlich zarter Empfindung das hübsche ukrainische Volkslied „Vom willfähigen Ehemann“ anstimmt:

Steht Olga'n an ein Sarafan —

Ich kauf ihn, kauf ihn! ruf ich;

Verlangt sie Kwaß ein ganzes Faß —

Ich brau es, brau es! ruf ich;

Will sie ein Haus, klein oder groß —

Ich bau es, bau es! ruf ich. —

Geht Olgas Sinn auf Fahren hin —  
Den Schlitten, Schlitten! ruf ich.  
All, was sie will, ist auch mein Will —  
Ich lob es, lob es! ruf ich;  
Wenn sie befiehlt: Michail, sei tot! — — —  
Ich sterbe, sterbe! ruf ich. —

Nachdem die Zeche ehrlich prompt berichtet ist,  
gehen beide versöhnt und kerzengerade heim. — —

\* \* \*

So schwand sie allmählich dahin, die hochinteressante Reihe von Jahren, die ich unter den liebenswürdigen, gebildeteren und einfacheren Ukrainern erleben durfte. —

Nur noch eines, ein wenig aufregenden Abenteuer, das indes friedlich komisch endigte, möchte ich im Geiste rückschauend Erwähnung tun.

Es war im Sommer des letzten Jahres meines Aufenthalts in der Steppe.

Der später so berühmt gewordene französische Chemiker und Mikroskopiker Louis Pasteur hatte damals noch nicht seine bahnbrechenden Untersuchungen über die Natur und Wirkung des Hundswutbisses abgeschlossen, die er bald darauf in so glücklicher Weise für eine erfolgreiche Vorbeugung der entsetzlichen Landplage der Hundswut verwertete.

Als wir an einem wundervollen Juliabend in der riesigen Parklaube beim gemütlichen Whistspiel saßen, hieß es plötzlich im Dorf: ein toller Steppenwolf, der im heißen Sommer den Rückzug in die kühleren nördlichen Waldregionen verpaßte, habe sich in den gräflichen Laubwald geschlichen und eine dort dürres Holz sammelnde alte Tagelöhnerin gebissen, die bereits ihren Wunden erlegen sei! —

Wir alle stürmten sofort, mit Schußwaffen versehen, in die Sommernacht hinaus, um nach dem Übeltäter zu fahnden. Aber da war, trotz der von Alexjéi, dem alten, wackligen Dorfnachtwächter, vorangetragenen Blendlaterne, weder in dem einen schilfumkränzten Teich und zahlreiche Grottenpartien umschließenden Park, noch im anstoßenden Wald irgendeine Spur der unheimlichen Bestie mit den funkelnden Tollwut-Augen und dem eingezogenen Schweif aufzufinden. —

Müde gegen Morgen an den verwaisten grünen Spieltisch zurückgekehrt, unterhielt uns der Graf, in dessen Erinnerung die ihm seinerzeit vom längst verstorbenen Vater oft geschilderten Leibeigenschaftszeiten der Nikolaischen Kulturgeschichte wieder heraufdämmerten, bei einer erfrischenden Flasche Champagner mit allerhand Schauergeschichten über die furchtbaren Wirkungen des Tollwutbisses.

Damals, als nur zwei alte Vorderlader auf dem väterlichen Gut existierten, riß die furchtbare Landplage bisweilen schmerzliche Lücken in die leibeigene Dorfeinwohnerschaft.

Da jede ärztliche Hilfe weit und breit fehlte, bestand noch die grausame ukrainische Volkssitte, daß der handfesteste Bursch des Dorfes dazu bestimmt wurde, sich im wahrsten Sinne des Wortes für die Allgemeinheit zu opfern, um dem durch tollwütige Wölfe unter der Landbevölkerung grassierenden Sterben Einhalt zu tun! —

Es war ein sicherer Todesgang, den der wenig Beneidenswerte antrat, ein selbst bei siegreichem Kampf mit der gefährlichen Bestie in seinen unheimlichen Folgen eines einzigen Bisses todbringendes Heldenringen! —

Nur mit einem langen, spitzigen Küchenmesser bewaffnet, rückte der junge Muschik dem meist in einem Gebüsch steckenden Meister Isegrim zuleibe, suchte ihn mit beiden Fäusten um den starken Hals zu packen und nach vorsichtigem, blitzschnellen Abwenden des Kopfes zu erdrosseln! —

Das gelang leider nur in den seltensten Fällen. Vielmehr zog sich der Beherzte fast immer kleinere oder größere lebensgefährliche Bißwunden zu. Dafür hatte er aber wenigstens im Sterben den Ruhm erworben, einige Hundert in Lebensgefahr schwebender Mitmenschen von der schrecklichen Landplage befreit zu haben, und wurde feierlich — auf Gemeindegeldkosten beerdigt! —

Tags darauf begann unsere eifrige Wolfsjagd von neuem. Aber erst nach eintägigem Pirschen entdeckte unser Gutsflurschütz, der bei den Gardejägern in St. Petersburg gedient hatte, den Störenfried in einer der Steingrotten des Parkes und blies dann dem vor den Knochenresten eines verirrtten gräflichen Huhns Hokkenden das tolle Lebenslicht aus. — —

Und dann kam endlich nach mehrjährigem hochinteressanten Aufenthalt die traurige Trennungsstunde, urplötzlich und abrupt-romanhaft, wie so manches meiner Erlebnisse in der Steppe. —

Noch heute, nach mehr als einem Menschenalter, steht diese merkwürdige Episode wie ein schaurig-schöner Schlußakt vor meinem rückblickenden Geistesauge!! — —

Nacht war's. —

Eine sternenlose, echt ukrainische Januarnacht grimmgster Kältegrade.

Wütend tobte der eisige Burán über das kahle, unter dem Leichentuch des Schnees schlummernde Blachfeld im Osten des gewaltigen Dniepr.

Hui! —

Wie das um die aschgrauen Granitquadern der Zinnen und vergitterten Fensterchen meines hoch oben im Turm gelegenen Studierzimmers, in den Nischen und um die Erker des alten Bojarenschlusses polterte, klirrte und klapperte! —

Es war, als sei Wotans wildes Heer losgelassen, als jagte „Allvater“ in eigener Person, umwallt vom dunkelblauen Kriegsmantel, bewehrt mit blinkendem Goldhelm, Schild und Speer, unter lautem Horrido und Hussassa durch die Lüfte der Steppe! — —

Dann plötzlich, wie auf Kommando, schaurige Stille rundum. —

Leise, mit huschendem Fittich, schlägt die grau-gebänderte ukrainische Schneeeule an die vereisten Butzenscheiben meines anstoßenden Schlafgemachs: —

„Komm mit — komm mit!! —

Ich konnte keine Ruhe finden in meinem altmodischen Himmelbett mit den verblichenen Kattunvorhängen und schnörkelhaften Arabesken. —

Da erdröhnten plötzlich an die eisenbeschlagene eichene Flurtür des gewölbartigen Alkovens drei mächtige Faustschläge.

Anfangs glaubte ich geträumt zu haben.

Aber nein, das war keine Täuschung.

Ich horchte am Schlüsselloch. —

Brannte es im Schloß und wollte man mich wecken? — Oder wagten Anarchisten einen winterlichen Einbruch? — —

Wieder donnerten die Schläge an die Wendeltreppe.

„Öffnet, Panitsch! — Sofort öffnet!“ hallte es plötzlich im tiefsten Baß ukrainischer Sprachfärbung durch die unheimliche Nachtstille.

Als ich die Tür aufschloß, stand die herkulische Figur unseres Dworniks, bis über die Ohren in seinen zottigen Schafspelz gehüllt, mit hochgehobener Stalllaterne vor mir:

„Eilbrief kam aus dem Städtchen — mit Sta-fette! — Gebe Gott Gnade und Schutz vor Trauer und Unglück!“ — —

Damit polterte er nach Überreichung eines schwarz-

geränderten Briefes im klappenden Gleichtritt die Steinstufen der Turmtreppe hinunter, den landesüblichen Juchenduft hinterlassend. —

Während im stillen Schloßhof der taktmäßige Hufschlag des weggaloppierenden Postreiterpferdes verhallte, las ich erlebend beim Schein der Kerze die Trauerbotschaft vom Hinscheiden meiner guten Mutter! —

\* \* \*

Zwölf Stunden später waren meine Koffer ge-

packt. — Ich saß wohlvermummt im kleinen gräflichen Kibitkaschlitten. Nikita peitschte die weitausgreifenden schwarzmähnigen drei Rosse, und fort ging's in wildem Trabe, der fernen Bahnstation zu. — — —

„Fahr wohl, altes poetisches Bojarschloß! — Und auch ihr gehabt euch wohl, liebe ukrainische Adelsfamilienglieder — und treuherzige Dörfler der ostdnieprischen Steppe! —

Schirm dich Gott, du einsame, hochromantische Ukraine! — — (Z.)

## Finnlands Schicksalsstunde.

Von M. W. Meyer-Heydenhagen, Berlin.

Bei den letzten Wahlen für den finnländischen Landtag haben die Sozialdemokraten den Sieg davongetragen. Sie haben sich 103 Sitze erobert, während sich die agrar-konservativen Altfinnen mit 33, die liberalen Jungfinnen mit 23, die Schwedische Volkspartei mit 21, die linksradikal-agrarische Partei der Landpächter mit 19 und die christlichen Arbeiter mit einer Stimme begnügen mußten. Im Jahre 1911 hatten die Sozialdemokraten 87 Mandate, die Altfinnen 42, die Jungfinnen 28, die Schwedische Volkspartei 26, die Partei der Landpächter 16 und die christlichen Arbeiter 1. Die „bürgerlichen“ Parteien der Altfinnen, Jungfinnen und Schwedischen haben somit seit 1911 19 Sitze an die Sozialdemokraten abgeben müssen; sie sind noch schwächer geworden als sie es schon zuvor waren. Die Wahlziffern der nächsten Jahre liegen mir nicht vor.

Wie ist dieser Wahlausgang zu werten?

Der völlig verrußte Finnländer schwedischer Abstammung K. Tiander schreibt im russischen radikalen Blatte „Denj“:

„Somit haben in Finnland die Wahlen stattgefunden, obwohl es dem Landtage nicht gestattet werden soll, zur verfassungsmäßig festgesetzten Frist zusammenzutreten. Dieser Umstand hat den am 1. und 3. Juli stattgehabten Wahlen seinen Stempel aufgedrückt. Erstens wies der Wahlfeldzug nicht das geringste Leben auf, zweitens haben kaum 50 v. H. der Wähler von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht. Viele Petersburger, die sich an den Tagen der Wahlen in Finnland aufhielten, sahen nichts, was darauf hingewiesen hätte, daß es sich um die Entscheidung über die Zusammensetzung des künftigen Landtags handele. Nur hier und da war ein Maueranschlag angebracht. Von irgendeiner Aufregung oder lebhaften Bewegung war keine Rede. Nichtsdestoweniger sind die Wahlergebnisse überaus bedeutungsvoll. Abgesehen davon, daß die Wahlbeteiligung im allgemeinen flau war, machte sich die Wahlenthaltung vornehmlich in den Parteikreisen bemerkbar, die den Kampf für die ausgesprochen nationale Kultur der einen oder der anderen Art in den Vordergrund stellen. Die Altfinnen, die Jungfinnen und die Schwedischen haben im Vergleich zum Wahlergebnis von 1913 sämtlich viele Tausende von Stimmen verloren. Andererseits haben die Parteien, die sich auf ein vorwiegend wirtschaftliches Programm gleichviel welcher Richtung stützten, die Sozialdemokraten und die Agrarier, weit mehr Stimmen erhalten als im Jahre 1911, erstere 373 000 gegen 312 000 im Jahre 1913, letztere 70 000 gegen 57 000. Der Sieg der Sozialdemokraten wird noch vielsagender, wenn man hinzufügt, daß er nicht durch einen zufälligen Ansturm in einem oder in mehreren Wahlkreisen zu erklären ist, sondern daß die bürgerlichen Parteien überall geschlagen wurden.“

Nur der oberflächliche Beobachter wird diesen sozialdemokratischen Sieg mit der durch den Krieg bedingten Zunahme der Industrietätigkeit in Finnland erklären. In Wirklichkeit ist daran schuld das unaufhörliche Anwachsen der Teuerung und das zeitweilige Fehlen sogar jener Lebensmittel, die bis zum Kriege in unerschöpflichen Mengen vorhanden waren.“

Tiander mag damit recht haben, daß die große Lebensmittelknappheit und Teuerung den Sozialdemokraten zahlreiche Stimmen zugeführt und daß die größere Anspannung der industriellen Tätigkeit in dieser Hinsicht nur eine scheinbare Rolle gespielt hat. Denn die Erweiterung der Arbeitsmöglichkeit wird die

Zahl der Arbeiter, die als sozialdemokratische Wähler in erster Linie in Betracht kommen, wohl kaum erheblich erhöht haben, da die Zahl der Arbeitslosen von jeher gering war, Zuzügler aus Rußland aber bei den Wahlen noch nicht in Betracht kommen. Andererseits ist der Arbeitsverdienst erheblich gestiegen. Nur die Unmöglichkeit, sich trotz der erhöhten Einnahmen die dringsten nötigen Lebensmittel zu beschaffen, wird die Zahl der Unzufriedenen, deren Sammelbecken die sozialdemokratische Partei ist, verstärkt haben. Doch scheint K. Tiander sich sehr zu irren, wenn er den Sieg der Sozialdemokraten nur auf wirtschaftliche Gesichtspunkte zurückführt und annimmt, daß die nationalen Fragen in Finnland zurzeit ganz in den Hintergrund getreten seien.

Das tägliche Brot spielt allerdings auch in Finnland beim einfachen Mann aus dem Volke die Hauptrolle. Er ist geistig sehr wenig rege, ist durchaus Opportunist und hat für weitere politische Horizonte wenig Sinn. Groß ist sein Haß gegen die Besitzenden, und groß ist auch das Unrecht, das die alte Gesetzgebung aus der Schwedenzeit mit ihren erstarrten, ungefügigen Formen gerade dem einfachen Finnen zufügt. Die Landpächter-(Torpare-)Frage ist eine noch ungeheilte Wunde, weshalb die Landpächterpartei völlig auf seiten der Sozialdemokraten steht und mit ihren Protesten gegen den unhaltbaren Stand dieser Frage den russischen Nationalisten stets einen willkommenen Anlaß zu Angriffen gegen die alten schwedischen Gesetze bietet, auf denen doch die Verfassung Finnlands beruht. Als das Gesetz über die Verleihung der Eigentumsrechte an die Landpächter rechtskräftig werden sollte, kündigten die Gutsbesitzer ihren Pächtern, mochten diese auch von altersher eingewohnt sein, kurzerhand die meist nur auf Treu und Glauben vereinbarte Pacht. Die Leute saßen auf der Straße. — Über die Unhaltbarkeit der alten Gesetze läßt sich noch manches andere sagen. Sie erleichtern dem einfachen Finnen das Leben nicht und veranlassen ihn, erbittert seine Hoffnung auf einen radikalen Landtag zu setzen, in dem auf die alte Tradition, wie sie die Schwedische Volkspartei hochhält und der in dieser Hinsicht auch die Altfinnen zuneigen, kein Gewicht gelegt wird. Die Magenfrage spielt auch im Musterlande der tausend Seen eine große Rolle. Im Revolutionsjahr 1905 hatten die „bürgerlichen“ Parteien allen Anlaß zu lebhaftester Sorge: die aufgewiegelte Masse drohte, sich nicht so sehr gegen die Organe der russischen Herrschaft, als vielmehr gegen die Besitzenden zu wenden. Die sozialdemokratische „Rote Garde“, die als Kampfschar für die Befreiung Finnlands vom russischen Joche gedacht war, wurde zu einer anarchistischen Brandstifterbande, die mit gleichen Untaten drohte, wie sie die estnischen und lettischen „Revolutionäre“ jenseits des Finnischen Meerbusens verübten. Es war ein Glück, daß das schnelle Nachgeben der russischen Regierung den „Bürgerlichen“ die Oberhand gab und den Sozialdemokraten

zeitweilig den Boden nahm. Die finnländische „rote Internationale“, die sich den russischen Genossen eng anschloß, bekundete 1905 wenig Sinn für die nationalen Bestrebungen der Verfassungsverfechter. Daher erblicken die russischen Radikalen, zu denen auch K. Tiander gehört, heute in den finnländischen Sozialdemokraten nur Vortruppen der russischen Revolution, für die die staatsrechtliche Stellung Finnlands nur eine sekundäre Frage sei. Aber die russischen Radikalen sind sehr im Irrtum, wenn sie annehmen, daß jene sekundäre Frage für die finnländischen Sozialdemokraten nicht doch immer noch eine sehr wichtige Frage sei.

Die finnländischen Sozialdemokraten interessieren sich insofern für die russische Revolution, als sie gemeinsam mit ihren russischen Freunden einen Umsturz des russischen Regierungssystems ersehnen. Denn falls Finnland nicht von Rußland gelöst wird, haben die Finnländer von einem liberaleren, bzw. radikaleren russischen Regierungssystem zum mindesten die Autonomie innerhalb des Russischen Reiches zu erwarten. Bleibt die Abhängigkeit von der halbabsolutistischen Monarchie, so wird die finnländische Sozialdemokratie ebenso unterdrückt wie die russische. Und die Gewaltherrschaft der russischen politischen Polizei und Gendarmerie hat auch den finnländischen Sozialdemokraten wahrlich nicht viel Freude bereitet. Wird daher dem russischen Zarismus kein Ende gemacht, so ist die Loslösung Finnlands von Rußland auch für die finnländischen Sozialdemokraten eine Frage von größter Dringlichkeit. Jetzt sind sie Herrn im Landtage; der Zar und Großfürst aber wird, selbst wenn er diesen Landtag an die Arbeit gehen läßt, schwerlich einen Gesetzentwurf des Landtags zum Gesetz werden lassen. Er wird kein Gesetz bestätigen, selbst wenn es für Finnland zweifellos segensreich wäre. Das Gesetz, das er bestätigt, muß russischen Belangen entsprechen. Er wird jedenfalls auch kein Gesetz anerkennen, das geeignet wäre, die Gegensätze in Finnland zu beseitigen; denn dann wäre es aus mit der Anwendung des russischen Grundsatzes *Divide et impera*, säe Zwist und herrsche. Rußland hat alles getan, um den Zwist unter den Parteien Finnlands zu schüren, und der Großfürst von Finnland ist in erster Linie Kaiser von Rußland. Die Finnländer sind seine Stiefkinder. Was machen da die Sozialdemokraten mit ihrer Landtagsmehrheit?

Und noch eins: Mag dem finnländischen Sozialdemokraten auch das tägliche Brot von größter Bedeutung sein, so ist er doch streng kirchlich. Er hält fest zur evangelisch-lutherischen Landeskirche und ist empört über die Bemühungen der russischen Regierung, ihn zum Übertritt zur russisch-orthodoxen Staatskirche zu verlocken oder zu zwingen. Er haßt die russische Geistlichkeit, die das Land mit ihren Kirchen und Missionsschulen überzieht. Viel moralische Verkommenheit hat die russische Herrschaft im Musterländchen verbreitet, in dem früher keine Tür verschlossen, kein Vertrag schriftlich niedergelegt wurde und Treu und Glauben galten. Voll Verachtung schaut selbst der einfachste Finne auf den kulturell so tief unter ihm stehenden Russen herab, der wieder für ihn, den „Tschuchná“, nichts als Hohn hat. Mögen die sozialdemokratischen Agitatoren den einfachen Mann in Finnland auch durch ihre wirtschaftlichen Utopien gewinnen, seine tief eingewurzelte Abneigung gegen die eigenartigen russischen Herren könnten sie ihm nicht nehmen, auch wenn sie es wollten.

Und ein weiteres: Wie viel von den 373 000 Wählern der sozialdemokratischen Abgeordneten sind wohl „bewußte Genossen“? Sicherlich nur der geringste Teil von ihnen. Die übrigen sind Mitläufer, die von

der staatsrechtlichen Lage Rußlands allerdings wohl nur nebelhafte Vorstellungen haben mögen, die aber sämtlich unter den russischen Regierungsmittelchen zu leiden haben und diese verabscheuen, bei denen somit die nationalen Beweggründe keineswegs untergeordneter Natur sind, sondern ein Hauptantrieb zum Anschluß an die Partei der Unzufriedenen.

Hätten die Altfinnen bei den Wahlen gesiegt, so wäre Finnlands Schicksalsstunde wohl nicht so nahe gerückt. Nicht, weil sie Freunde der russischen Herren wären, wie einst, als die Loslösung Finnlands von den schwedischen Herren nach 1809 als russische Befreiungstat galt —, nein, sie lieben die Russen ebensowenig wie alle anderen Finnen, — aber weil sie gemäßigter und als Besitzende, die zu verlieren haben, bedächtiger sind. Auch ist ihnen der Gedanke, wieder unter schwedische Herrschaft zu kommen, unleidlich. Sie sind die Vertreter des finnisch-nationalen Gedankens und unterscheiden sich von den „Jungfinnen“ nur dadurch, daß jene innerpolitisch liberal, sie aber agrarisch-konservativ sind.

Nicht zu verwechseln mit diesen Altfinnen sind die bei den Wahlen gar nicht zur Geltung gekommenen Russisch-Gesinnten, deren Anschluß an die russische Regierung mit deren russifizierenden Bestrebungen offener Landesverrat aus rein opportunistischen Gründen ist und denen dieser Anschluß persönliche Bereicherung und gute Posten im Lande verschafft. Diese Befürworter einer Versöhnungspolitik gegen Petersburg, Landwirte, Holz-, Butter-, Viehhändler, Fabrikanten usw., sähen die russisch-finnländischen Staats- und Zollgrenzen am liebsten schwinden und eine Erhöhung der Auslandszölle eintreten, damit sie ihre Produkte in Petersburg vorteilhafter an den Mann brächten. Da Finnland wenig Getreide baut, Rußland aber sonst nicht viel einzuführen hat, finnländische Erzeuger aber in Petersburg, das keine allzu gut bestellte Zufuhr aus dem Innern Rußlands aufweist, reißenden Absatz finden, denken diese Leute wie die polnischen Ugodowzen und die Lodzer Fabrikanten. Die Selbständigkeit Finnlands wäre für sie zum mindesten ein Risiko.

Ihr Weizen blüht jetzt. In Petersburg herrscht die größte Lebensmittelknappheit. Petersburg ist noch immer die Hauptstadt Rußlands und deshalb reich an Verbrauchern, aber schon macht sich die wahre Natur dieser Stadt und ihrer Umgebung bemerkbar: Ingermanland hängt mit Rußland nur durch die Nikolaibahn nach Moskau zusammen; die Bahnen nach Reval, nach Düna-burg und nach Witebsk sind vom Heere in Beschlag genommen, die Bahn nach Wologda spielt kaum eine Rolle, und Petersburgs Hinterland ist jetzt Finnland. Mag die Lebensmittelnot in diesem auch noch so groß sein: Petersburg ist eine große Saugpumpe, die unersättlich ist. Alles, was in Finnland zurzeit Geschäfte macht, hört daher die russischen Lehren gern. Die Masse leidet, es leiden auch die Beamten, Juristen, Mediziner, Lehrer, Handlungsgehilfen, die auf ihre alten Einnahmensätze angewiesen sind und die den Jungfinnen oder der Schwedischen Volkspartei angehören.

Die russische Presse ist mit dem Siege der Sozialdemokraten in Finnland nicht unzufrieden. Daß die radikale Presse sich freut, ist selbstverständlich. Weniger erbaut, wenn auch mit der neuen Sorge der Regierung nicht unzufrieden, sind die Kadetten. Sie liebäugelten mit den finnländischen Verfassungspolitikern und bedauern daher deren Niederlage, und sie sind in ihrem Bestreben, regierungsfähig zu werden, so stark nach rechts gerückt, daß alle Spuren ihres Radikalismus von 1905 verschwunden sind und sie von sozialdemokratischen Erfolgen nicht gern hören. Sie zählen zu den grimmigsten Deutschenfeinden, verlangen den Besitz Konstantinopels, „Befreiung“ der „galizi-

schen Russen“ usw., sind Imperialisten, wie die äußersten Rechten, und weisen jeden Gedanken an eine Loslösung Finnlands von Rußland weit von sich. Was sie in Finnland wollen, ist die Abschaffung gewisser antisemitischer Gesetze Finnlands und das Zugeständnis der Gleichberechtigung der russischen Juden mit den Finnländern. Als in der Reichsduma Regierung und rechte Dumamehrheit das Verlangen der Kadetten, bei Einführung der russischen Reichsgesetzgebung in Finnland und Gleichstellung der russischen Staatsbürger mit den finnländischen Bürgern den russischen Juden dieselbe Gleichberechtigung zu gewähren, mit der Begründung ablehnten, daß die Juden auch in Rußland nicht gleichberechtigt seien, erst dann stimmten die Kadetten, allerdings erfolglos, gegen den Gesetzentwurf, gegen den sich in Finnland der erbitterteste Widerspruch erhob. Die Kadetten wünschten, daß Finnland zur Freistätte für das russische Judentum im Russischen Reiche werde und als demokratisches Senfkorn innerhalb Rußlands wirke. Alle anderen Sympathien der Kadetten für finnländische Belange sind Parteiphrase, und die auf diese Sympathien gegründeten Hoffnungen der finnländischen Liberalen sind auf Sand gebaut.

Die weiter rechts stehenden russischen Parteien sind ausgesprochen finnlandfeindlich. Sie empfinden es als unzulässig, daß einer eroberten „Provinz“ so weitgehende Sonderrechte zugestanden werden, wie sie Finnland genießt. Sie wollen Finnland dem russischen Reichsganzen restlos einverleiben, und angesichts der letzten finnländischen Wahlen erklären sie, Finnlands Stunde habe geschlagen, es müsse reiner Tisch ge-

macht und die Gelegenheit beim Schopfe gefaßt werden. Deutschland sei weit. Schweden lasse sich alles bieten und habe kein Interesse daran, sich in die „innerrussischen“ Finnlandfragen einzumischen; seit General Brändström Schwedens Gesandter in Petersburg sei, denke Schweden nur daran, Brücke zwischen Rußland und den Westmächten zu bilden, und England und Frankreich dächten gar nicht mehr an ihre früheren Sympathien für Finnland. Der Selbstherrscher aller Reußen aber dürfe nicht in die Lage kommen, mit einem sozialdemokratischen Parlament verhandeln zu müssen. Generalgouverneur Seyn müsse fest zugreifen; die russische Kriegsstimmung sei für eine endgültige Niederwerfung Finnlands günstig. Es sei empörend, daß von allen russischen Untertanen nur die Finnländer von den Kriegssteuern an Gut und Blut befreit seien und als Staat im Staate mit dem Kriegszustande die besten Geschäfte machten.

Die ersten Schritte zur Einberufung der kraft Gesetz vom Heeresdienste befreiten Finnländer zu den russischen Fahnen werden schon getan; die Zählungen und sonstigen Vorarbeiten sind schon im Gange. Wer die Abneigung der Finnländer gegen die russischen Truppen kennt, kann sich eine Vorstellung davon machen, wie schnell bei einem solchen Gewaltmißbrauch in Finnland alle Brotfragen in den Hintergrund treten, und von welcher Bedeutung es sein wird, daß die Sozialdemokraten dort die Herrn der Lage sind und die gemäßigten bürgerlichen Parteien durch ihre Wahlenthaltung bewiesen haben, daß sie keine Hoffnung auf eine friedliche Lösung der finnländischen Frage mehr hegen. (Z.)

## Warum werden die Deutschen im östlichen Europa gehaßt?

Von Univ.-Prof. Raimund Friedr. Kaindl, Graz.

Trotz der gewaltigen Kulturarbeit, die die Deutschen im europäischen Osten geleistet haben,\*) werden sie fast allgemein von ihren Nachbarn mehr oder minder gehaßt. Da wir uns gegenwärtig anschicken, mit ihnen wieder in nähere Verbindung zu treten, entbehrt es nicht des Interesses, die Frage ins Auge zu fassen: Wie sind jene Gegensätze entstanden und wie können sie gemildert werden?

Die Deutschen kamen in alle Länder des Ostens als kulturbringendes Element. Den Vorteil, den Land und Leute daraus zogen, ließ man sich gefallen. Da aber die fleißigen und geschickten Deutschen auch Vermögen erwarben, den minderwertigen einheimischen Wettbewerb schlugen, entstand Neid und Abneigung. Der deutsche Kaufmann und Handwerker erwarb die Rohprodukte, das fand jedermann natürlich und ließ sich den guten Absatz gefallen. Man kaufte auch gern die guten deutschen Waren, die sie auf den Markt brachten; aber jedes Stück derselben erregte beim einheimischen Handwerker und Kaufmann als Wettbewerb Anstoß und wurde zur Ursache der Mißgunst. Verschärft wurde dieser Gegensatz auch durch den Umstand, daß sowohl die alten deutschen Stadtgemeinden als die Zünfte nicht gern Bürger und Mitglieder anderer Nationen und Konfessionen aufnahmen. Es war dies in jener Zeit ein Schutzmittel, um die rasche Durchsetzung dieser auf deutschem Recht und deut-

schen Gewohnheiten beruhenden Organisationen mit fremden Elementen zu verhindern. Diese Maßregeln waren notwendig, erregten aber begrifflicher Weise hier und da Streitigkeiten. Wie zwischen Kaufleuten und Handwerkern, so entstanden ähnliche Gegensätze auch zwischen anderen Bevölkerungsklassen. Die einheimischen Geistlichen, Beamten, andere Vertreter der gelehrten Berufe, nicht zuletzt die Politiker, haßten den Deutschen, weil sie in ihm einen unbequemen Konkurrenten sahen und ihn scheuten. Die Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des Deutschen machte ihn bei den an Lässigkeit gewöhnten Osteuropäern verhaßt. „Akkuratnyj“ ist das stehende Beiwort, das der Russe dem Deutschen hier und da anerkennend, meist aber spöttisch beilegt. Bestehen solche Gegensätze zwischen Reichen und Armen, Kaufleuten und Handwerkern, Städtlern und Bauern, Gebildeten und Ungebildeten eines jeden Volkes, so sind sie zwischen verschiedensprachigen Völkern um so erklärlicher. Oft erregen schon die Unkenntnis der Sprache, die abweichenden Lebensgewohnheiten Spott und Abneigung, besonders bei Völkern auf niedriger Bildungsstufe. Einmal entstanden, pflanzen sie sich trotz aller Kulturschritte weiter fort. Dies ist auch reichlich der Fall im europäischen Osten.

Frühzeitig kamen aber andere mächtigere Faktoren dazu. Die einheimischen Fürsten haben in allen diesen Ländern die Deutschen als Stützen ihrer Herrschaft benützt. Deutsche Ritter und Krieger wurden als Helfer bei Thronbewerbungen und gegen die ungetreuen Großen gerufen. Deutsche Bürger dienten als Gegengewicht gegen den unbotmäßigen Adel und die hohe Geistlichkeit. Das ist in Ungarn schon zur Zeit Stephans des Heiligen, in Polen wenig später der Fall gewesen; und die Begründung der deutsch-habs-

\*) Man vergleiche meine Schriften: „Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern“ (Gotha 1906–1911). 3 Bde. — „Geschichte der Deutschen in Ungarn“ (Gotha 1912). — „Die Deutschen in Galizien und der Bukowina“ (Frankfurt 1916). — „Die Deutschen in Osteuropa“ (Leipzig 1916). — „Deutsche Siedelung im Osten“ (Stuttgart 1915). — „Das (deutsche) Ansiedlungswesen in der Bukowina“ (Innsbruck 1902).

burgischen Herrschaft in beiden Ländern hat überaus viel zur Verschärfung des daraus entsprungene Hasses beigetragen. In Rußland ist die Fürstenherrschaft von allem Anfang an auf germanischer Grundlage errichtet worden, und später haben sich die Zaren noch wiederholt auf Deutsche gestützt. In der Moldau fehlt es ebenfalls nicht an Beispielen dafür. Durch die Deutschen, besonders durch den aufblühenden deutschen Bürgerstand sahen sich daher die Adeligen und die hohe Geistlichkeit in ihrem politischen Einfluß gefährdet. Ebenso liefen sie Gefahr, durch die freiere Stellung, die das deutsche Recht auch den Dörfern verlieh, ihren unbeschränkten Einfluß auf die Bauern zu verlieren und in ihren grundherrlichen Rechten Schaden zu erleiden. Deshalb hatten vor allem die weltlichen und geistlichen Großen und Grundherren die Deutschen. In Ungarn und Polen beginnt dieser Haß schon im 11. Jahrhundert. Die magyarischen Chroniken legen davon Zeugnis ab, und eine Beschreibung Osteuropas von 1308 spricht vom natürlichen Haß zwischen Polen und Deutschen. In Rußland wird er erst etwa seit dem 16. Jahrhundert bemerkbar, da die Fürsten auf die Ansiedlung der Deutschen größeres Gewicht legen, sich der westlichen Kultur zuwenden, sich auf deutsche Treue und deutsches Wissen zu stützen suchen. Die Bewohner der deutschen Vorstadt in Moskau wurden von der Geistlichkeit als Ketzer verabscheut und daher auch vom Volke gehaßt und beschimpft. Aus der Zeit Peters wird glaubwürdig erzählt, daß die Russen bei einem Brande in Moskau die Deutschen, die sich bei dem Löschen beteiligten, des Diebstahles beschuldigten und ins Feuer warfen. Ein andermal wurden zwei deutsche Offiziere auf eine Anklage der Russen hin gefoltert, worauf die Angeber gestanden, daß die Anklage falsch gewesen sei. Vor allem geht auch der Streitzenaufstand auf die Scheu vor dem fremden Einfluß zurück. Der Sieg Peters war der Sieg westeuropäischer Kultur: er hat aber auch den Haß gegen alles Fremde, auch gegen die Deutschen, gefördert. Auch aufgeklärte Russen, wie Iwan Pososchkow, ein Geistesverwandter des Zaren, befürwortete nur deshalb die Berufung der Ausländer, um sie später um so besser entbehren zu können. Der Haß der sozial höherstehenden Schichten gegen das Deutschtum ist überall im Osten der tiefste und schärfste; er hat den natürlichen Gegensatz — wie er sonst bestand — unendlich verstärkt.

Dazu kam der Kampf um politische Selbständigkeit und Vorherrschaft mit allen seinen Begleiterscheinungen. Man kann seit der ältesten Zeit bis zur Gegenwart klar beobachten, wie der Haß gegen die Deutschen durch das Umsichgreifen der Macht deutscher Fürstenhäuser oder deutscher Staaten gemehrt und gesteigert wurde. In Ungarn und Polen reicht diese Entwicklung überaus weit zurück. Denn Deutschland versuchte frühzeitig, diese Staaten unter seine Oberherrschaft zu bringen. In Polen haben die Kämpfe mit den deutschen Ritterorden sicher viel zur Verschärfung des Hasses beigetragen. In Rußland hat die Durchkreuzung der russischen Politik durch die deutsche den Deutschenhaß in neuerer Zeit auf einen nie dagewesenen Höhepunkt getrieben — natürlich nur in gewissen Kreisen, die aber dafür sorgen, daß dem Volke unter falschen Vorspiegelungen Wut und Zorn eingimpft werde. So erzählten gefangene Russen an der bebarabischen Front, daß der Krieg ausgebrochen sei, weil die Deutschen des Zaren Schwiegermutter morden wollten!

Zu all dem kamen die religiösen Gegensätze und das Ringen der Nationen in den einzelnen Staaten um Macht und Vorherrschaft. Damit verbunden das klein-

liche Parteigetriebe, das von Hetzerei, Anfeindung und Zank lebt. Die Bedeutung manches Führers und mancher Zeitung im Osten beruht allein in ihrem blinden Deutschenhaß. Deshalb muß er genährt werden, um durch ihn und von ihm leben zu können.

Die angeführten Einflüsse waren und sind in verschiedenen Ländern natürlich nicht gleich stark. Aber sie ergänzen sich gegenseitig und haben schließlich unmäßigen Haß gegen die Deutschen erzeugt. Am geringsten ist wohl der Gegensatz zwischen Deutschen und Ruthenen. Da diese seit dem 14. Jahrhundert in keinem selbständigen Staatengebilde lebten und keine um ihren Einfluß besorgten Stände hatten, fiel hier der mächtigste Faktor des Volkshasses weg. Auch bei den Rumänen ist der Deutschenhaß meist neueren Datums, entsprungen örtlichen Reibungen, ferner französischen und russischen Einflüssen.

So ist die Stellung des Deutschtums in den Ländern des Ostens seit Jahrhunderten keine leichte. An dieser Entwicklung der Dinge sind die Deutschen selbst nicht ganz schuldlos. Die rauhen Seiten in ihrem Charakter verhüllen nur zu oft den guten Kern. Sie stoßen ab, wo andere schmeichelnd umwerben. Die Deutschen im Osten waren unter sich uneinig und stellten oft den augenblicklichen Vorteil höher als einmütiges Zusammenhalten zur Verfolgung großer Pläne. Um der Vorrechte des Adels teilhaftig zu werden und der Bedrückung zu entgehen, schlossen sich die reichsten und mächtigsten Bürger den Fremden an. Kaufleute und Handwerker kamen ihren Kunden durch Annahme ihrer Sprache und Sitte entgegen, ohne daß sie sich dadurch die Achtung der auf ihr Volkstum stolzen Nachbarn erworben hätten.

Überblickt man die vorangehende Darlegung, so wird man leider gewahr, daß die Gründe des Hasses gegen die Deutschen zum Teil sehr alt und tief sind. Andererseits wird man aber auch finden, daß viele von den Gründen die diesen sich forterbenden Gegensatz erweckt haben längst gewichen sind und daß daher der Haß vielfach nur künstlich genährt wird. Unbedingt ist er nicht so bedeutend, wie er sich in den Hetzblättern, im Munde gewisser Volksführer und Volksvertreter u. dgl. gibt. Die große Masse des Volkes kennt nicht diesen alles vergiftenden Haß. Könnte man die Verhetzungen gewisser Kreise ausschalten, gelänge es, in entsprechender Weise der Masse unserer Nachbarn im Osten darzutun, daß der Deutsche mit Unrecht ihnen immer wieder so schwarz gemalt wird, daß sie aus dem Verkehr mit den Deutschen nur Nutzen zogen und ziehen, daß deutsches Recht sie schon einmal freier und glücklicher gestellt hat, daß deutsche Kultur ihnen auch jetzt Segen bringen würde, daß die Hetzer zum guten Teil aus Sonderinteressen ihr trauriges Werk treiben, so wäre schon viel geschehen! Aufklärung und immer wieder Aufklärung ist nötig, Aufklärung durch in der Sprache jener Völker geschriebene Zeitungen und Schriften, die über den Wert der deutschen Kultur belehren, die Lügen, die über uns verbreitet werden, entlarven. Gegenseitiger näherer Verkehr wird das weitere tun. Tatsache ist, daß viele Deutsche im Osten mit den Angehörigen der anderen Nationen oft überaus freundlich verkehren, daß man sich gegenseitig schätzen lernt. Bei gutem Willen werden sich überall Anknüpfungspunkte eröfnen. Gegenseitiges Kennenlernen wird manchen Riß und manche Kluft überbrücken, die künstlich genährt wird. Sprachkenntnisse, ferner der Kunde der Geschichte, der Sitten, Bräuche, Gewohnheiten (Volkskunde) ist dringend nötig.\*) Man hat beabsichtigt, in Berlin eine

\*) Über die völkerveröhnende Wirkung der Volkskunde vgl. man mein Handbuch „Die Volkskunde“ (Wien 1902).

Kanzlei für ungarische Sprache und Geschichte zu errichten. Mit Recht! Aber weshalb nur für Ungarn? Weshalb nicht für die Geschichte und Volkskunde aller Völker im Osten, mit denen wir zu tun haben? Wes-

halb nicht eine Lehrkanzel für die Geschichte deutscher Ansiedlung und deutscher Arbeit im Osten? In dieser Hinsicht ist viel, sehr viel versäumt worden! (Z.)

## Die Psyche des Handelsmannes im Südosten.

Studie von Oskar Linden, München.

Der Handelsmann des Südostens!

Mit ihm stehen wir einer ganz neuen Erscheinung in unserem volkswirtschaftlichen Leben gegenüber. Der Handel mit der Türkei hatte sich bisher auf dem Wege durch die Levante abgewickelt. Hier waren es zumeist Trientiner und Dalmatier, die den Zwischenhandel vermittelten. Sie standen mit den Türken in engster geschäftlicher Verbindung und kannten, d. h. kennen den orientalischen Kaufmann und seine Maximen genau.

Aber dennoch nicht so wie die Armenier.

Diese sind seit Jahrhunderten die direkten Handelsleute in dem osmanischen Staate. Durch ihre Hände geht dort aller Handel und fast jederlei Art von Waren. Infolge des fortgesetzten Verkehrs in Kauf und Verkauf ist dem Armenier das Wesen des türkischen Handelsmannes, mehr als allen anderen, die da unten Handel treiben, bekannt und er versteht es vortrefflich, auf die Empfindungen und Sonderlichkeiten seiner Abnehmer einzugehen. Der Armenier lebt sich, sozusagen, in die Seele des türkischen Kaufmannes hinein und weiß dies zu seinem Nutzen fast durchwegs auszubenten.

Der Türke ist im Handel ungemein bedächtigt, vorsichtig, um nicht mißtrauisch zu sagen, sucht die angebotenen Waren zu einem Preise zu bekommen, der es ihm gestattet, sein ziemlich anspruchsloses Leben führen zu können. Von der Rührigkeit des Kaufmannes in unserem Sinne hat er ganz und gar nichts an sich. Der „Kef“, die behäbige Ruhe, geht bei ihm den Geschäften vor. Daher läßt die Reinlichkeit und Sauberkeit in den türkischen Kaufläden und den Basaren vieles zu wünschen übrig. Hier sind weder Ordnung, noch kaufmännische Pedanterie zu finden und selten findet man einen türkischen Kaufmann — einige wenige Großhändler ausgenommen —, dessen Geschäftsbücher geordnet wären.

Es ist also vollkommen eine Täuschung, wenn wir diese Handelsleute nach unserem Maßstabe messen und von ihnen kaufmännisch das fordern wollen, was wir gewohnt sind. Der Armenier hat sich in die Eigenheiten des türkischen Handels gefügt und richtet Angebot und Preis seiner Waren danach ein. Er weiß, daß seine türkische Kundschaft bei dem geringsten Fehler der Warenproben und der gelieferten Ware, diese unbedingt zurückweist. Das nützt er durch den alten Kniff, das Bessere obenauf und das Schlechtere zwischenhinein zu legen, zu seinem Vorteile aus, wobei er, wie natürlich, mit der Behäbigkeit und Sorglosigkeit seiner Kundschaft rechnet. In allen Fällen aber kommt der schlaue Armenier auf seine Kosten, zumeist zum Nachteile seiner Abnehmer.

Als Verkäufer ist der Handelsmann des Orients weniger skrupulös als man vielleicht geneigt ist, anzunehmen. Er schlägt die Ware los, wo und wie er kann, wenn sie ihm nur einigen Gewinn bringt. Dabei kommt es freilich nicht selten vor, daß er überbietet.

Das führt dann zwischen Käufer und Verkäufer oft zu einer langwierigen Debatte und einem andauernden Feilschen, wobei fast immer die öffentlich zur Schau getragene orientalische Ruhe einer geradezu staunenswerten Lebhaftigkeit unterliegt.

Wenn auch derartige Streitigkeiten nicht aufs äußerste ausarten, werden sie dennoch ziemlich laut geführt und in den Basaren kann man solche lebhaft Auseinandersetzungen stündlich erleben. Besonders bei Gelegenheit

des Bezahlens. Dies ist für den orientalischen Handelsmann immer ein Moment, wo er für sich noch ein kleines Profitchen herauszuschlagen versucht. Das tun Käufer, wie Verkäufer. Dabei ist noch zu beachten, daß Türke und Armenier keine besonderen Freunde des Papiergeldes sind und deshalb alles in Gold oder Silber bezahlt haben wollen.

Daher sind in der Levante der österreichische Dukaten und der Maria-Theresientaler die Handelsmünzen. Mit diesen finden dort alle Barzahlungen statt, denn Kredit ist im orientalischen Handel eine ziemlich seltene Erscheinung. Die Kaufleute haben dagegen eine, man könnte sagen, fast angeborene Abneigung. Nur in ganz besonderen Fällen lassen sie sich herbei dem Kunden einen Kredit einzuräumen, und dann auch nur ziemlich kurzfristig.

Es ist dies weniger Mißtrauen, als die Vorsicht, mit welcher der Handelsmann im Orient alle Geschäfte abzuschließen gewohnt ist. Eine unglaubliche Sorglosigkeit, die man, um einen guten deutschen Ausdruck zu gebrauchen, getrost Schlamperei nennen kann, besitzt der Orientale vom Hause aus und der Türke, wie der Armenier, machen davon keine Ausnahme.

Geschäft bedeutet für sie einzig und allein das Mittel, sich durchs Leben zu schlagen. Daher ist der gegenseitige Barhandel unendlich rege und lebhaft. Darum ist auch die Kreditgewährung selten. Und auch aus dem Grunde, als der Handelsmann im Osten trachtet, seine gekauften Waren so rasch als nur immerhin möglich, an den Mann zu bringen. Oftmals sogar unter sichtlichem Verlust, nur um wieder zu Bargeld zu kommen.

Daraus läßt sich für uns erkennen, daß wir mit der volkswirtschaftlichen Annäherung der Türkei ganz neuen Dingen gegenüberstehen. Die psychologischen Maßstäbe des orientalischen Kaufmannes sind eben andere als die unsrigen. Auf die Maximen des orientalischen Handels einzugehen, wird uns im Anfange nicht so leicht werden, wie wir uns die Sache vorstellen. Wir werden wohl eine geraume Zeit brauchen, uns in das Wesen dieses Handels vollständig hineinzuleben.

Mit der seelischen Veranlagung dieser Leute haben wir für die Zukunft unbedingt zu rechnen.

Wengleich man allgemein sagt, daß der Orientale ein geborener Kaufmann sei, müssen wir dabei immer noch darauf achten, daß dies in seinem Sinne, und nicht nach unserem Begriffe vom Stande des Geschäftsmannes, aufzufassen ist. Der Handelsmann des Ostens besitzt wohl ein stark ausgeprägtes Rechtsgefühl, den Trieb nach dem Einkommen und die Regsamkeit, weniger jedoch den Ordnungssinn und die Reellität. Es kommt ihm, bei gegebener Gelegenheit, nicht darauf an, die Kunden ein wenig über die Ohren zu hauen. Darin ist dem Türken der Armenier „über“. Er versteht dies erheblich besser. Er ist noch weniger skrupulös als seine Geschäftsfreunde am „Goldenen Horn“.

Mit den Türken werden wir in der folgenden Zeit wohl in engere Geschäftsverbindungen kommen und mit ihnen auch leichter Handel treiben können als mit den Armeniern. Es ist eben fraglich, ob und wie sich diese unseren geschäftlichen Gewohnheiten anschließen.

Bei dem türkischen Handel können wir annehmen, daß er sich in Bälde in unser Handelsleben einfügt, da der Türke eben, trotz mancher Rasseneigentümlichkeit,



ungemein anpassungsfähig und ein kluger Händler ist. Das „Kluge“ ist freilich hier nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn es bedeutet nichts mehr und nichts weniger, als nur Geschäfte zu machen, die zu seinem Vorteile sind. Dagegen aber ist er weder ein Dränger noch ein Stürmer, da er das Wörtchen „eilig“ nicht kennt und geduldig abwartet, bis die von ihm bestellte Ware eintrifft.

Geduld ist eben eine der hervorragendsten Eigenschaften der Orientalen. Unser Hasten und Treiben, unsere aufreibende alltägliche Geschäftstätigkeit ist ihnen unbekannt. Sie treiben ihr Geschäft nur so viel, als es ihnen Gewinn einträgt, von dem sie leben können. Alles andere überlassen sie dem lieben Zufall.

Je ruhiger wir im Handel und Wandel dem Orientalen entgegenkommen, desto mehr wird sich sein Vertrauen zu uns festigen. Das müssen wir uns stets vor

Augen halten. Damit werden wir aber in das Seelenleben unserer neuen Handelsfreunde einen tiefen Einblick gewinnen und den Wert der wirtschaftlichen Verbindungen mit ihnen bald richtig abschätzen lernen.

Uns kann das nur von Nutzen sein. Noch mehr jedoch die nur dadurch uns sich öffnende Aussicht, das neue Handelsgebiet für uns zu erobern; was uns entschieden gelingen wird, wenn wir den Türken die in ihnen lebende Furcht mit dem deutschen Handel in eine neuerliche volkswirtschaftliche Abhängigkeit, wie es ihnen durch England und Frankreich geschehen, vom Hause aus durch weites Entgegenkommen in allen händlerischen Beziehungen nehmen.

Das allein wird uns der Türkei unendlich nahebringen, denn es ist die Hauptbedingung, die das Seelenleben des Kaufmanns am Bosphorus von uns fordert. Sie zu erfüllen soll unsere Aufgabe sein. (Z.)

## Mitteilungen.

Die deutsche Kriegspresse. Wie unser gesamtes wirtschaftliches Leben, hat sich auch das Zeitungswesen den veränderten Umständen und Aufgaben anzupassen gewußt, obzwar unsere heimische Presse in allen Heereslagern und Schützengräben durch zahllose Nachsendungen aus der Heimat vertreten ist, und in der Wüste Sinai so gut wie auf dem Dobrudschaboden bei Dobritsch, wie andererseits auf den Felsenzinnen der Dolomiten, in den Karstgehängen von Doberdo, auf den einsamen Waldposten der Vögesen, auf den Maashöhen um Verdun, in den öden Kalksandgebilden der Somme und im letzten Zipfel Belgiens gelesen wird, hat sich doch das Bedürfnis herausgestellt, und zwar schon bald nach Kriegsanfang, eine eigne Kriegspresse ins Leben zu rufen. Die erste Kriegszeitung, die schon Anfang Dezember 1914 in Erscheinung trat, und darum auch in ganz Deutschland berechtigtes Aufsehen erregte und bekannt wurde, ist die Liller Kriegszeitung, die auch im Innern Deutschlands zahlreiche Leser besitzt und an fast allen großen Zeitungskiosken der deutschen Städte zu kaufen ist. Herausgegeben wurde sie von zwei deutschen Dichtern von bekanntem Namen, Georg von Ompteda und Paul Oskar Höcker. Sie brachten schon bald ausgezeichnete Illustrationszinkos von dem Münchener Künstler Karl Arnold, der durch den Simplizissimus und andere Kunstblätter längst bekannt ist. Die Liller Zeitung ist vorwiegend der Unterhaltung gewidmet und befaßt sich mit politischen Dingen eigentlich nur mehr mittelbar. Sie dürfte unter den eigentlichen Kriegszeitungen heute die größte Auflage haben: fast 90 000. In der Champagne erscheint in etwas bescheidenerem Format der „Champagner Kamerad“ in dem Bereich der 3. Armee, ferner die „Champagner Kriegszeitung“ für das 8. Res.-Korps. Sehr zahlreich ist die deutsche Kriegspresse in Belgien vertreten. Voran steht die „Deutsche Soldatenpost“, die wohl die reichhaltigste und umfassendste aller dortigen Presseerscheinungen bildet. Von den dort stehenden Armeekorps hat jede eine eigne Lokalkriegszeitung, die nach Art der provinziellen Blätter mehr für die örtlichen Bedürfnisse zugeschnitten sind und die eine reichliche Lokalchronik aufweisen und in ihrer drolligen Mischung von Ernst und Scherz und Satyre eine unerschöpfliche Fundgrube für psychologisches Kriegsmaterial abgeben. Im allgemeinen ist die Kriegspresse im Westen, wo vorwiegend bayrische und süddeutsche Kontingente stehen, entsprechend der Veranlagung dieser Heeresteile sehr temperamentvoll und urwüchsig, auch durch die Rubrik Unterstandslatein ganz nach dem Vorbild des Jägerlateins der Fliegenden Blätter wird die Heiterkeit traulich gepflegt. Die Oberbavarn tun sich nach der Art ihres Simplizissimus in scharfem Spott hervor, dem aber wieder jene anheimelnde Dosis von Gutmütigkeit beigemischt ist, wie sie dort gefunden wird. — Ganz anders ist die zweite Art von Zeitungen, welche der Krieg geboren hat: Kriegszeitungen in feindlicher Sprache. Das führende Blatt dieser Art ist die „Gazette des Ardennes“, die ebenfalls schon im Spätherbst des Jahres 1914 gegründet ist und den Zweck hat, den wüsten Hetzereien und Greueltügen der französischen wie der Vierverbandspresse dadurch entgegenzutreten, daß die rein sachlichen deutschen Tagesberichte der Obersten Heeresleitung gebracht wurden und im übrigen speziell den englischen Lügenfabriken von Reuters Depeschbüro und den Schauer Meldungen der englischen Harmsworthpresse entgegengetreten wurde. Besonders in Belgien und Nordfrankreich hat die Presse dieses Großlügenkünstlers Harmsworth ungeheure Blutschuld auf sich geladen. Herr Harmsworth ist dafür von dem Schwächling, dem die englische Königskrone gegenwärtig das Haupt bedrückt, zum Lord Northcliff hinuntergeadelt worden. Die „Gazette des Ardennes“ brachte gleich vom Beginn ihres Erscheinens an die Listen aller französischen Gefangenen in deutschen Lagern und die Vermißlisten; da-

durch wurde sie nicht nur in den besetzten französischen Gebieten reißend abgesetzt, sondern gelangte auch vielfach hinter die französische Linie und in die französischen Provinzialstädte, wo man um das Geschick von an der Front stehenden Verwandten zitterte, von denen man seit längerer Zeit nichts gehört hatte, da die französische Heeresverwaltung längere Zeit überhaupt keine Verlustliste herausgegeben hat. Und da sie auch jetzt noch sehr unvollkommen und unter großen Einschränkungen in der Verbreitung herauskommen, ist es verständlich, daß das französische Publikum nach der „Gazette des Ardennes“ greift, um dort die gewünschte Aufklärung zu finden. So wurde dem Verfasser dieser Ausführungen über San Sebastian in Spanien die Mitteilung eines gemeinsamen französischen Bekannten bekannt, der in der Stadt Bayonne lebt und bestätigte, daß man dort das Eintreffen der „Gazette des Ardennes“ jedesmal mit Ungestüm erwarte. Die drei oder vier Exemplare, welche dorthin gelangen, gehen durch die Hände fast der gesamten Einwohnerschaft, und werden dabei so gründlich gelesen, daß oft die letzten Empfänger nur mehr die Fetzen zusammensuchen, um sich daraus zu informieren.

Ganz anders liegt es mit dem Zeitungswesen im Osten in dem von Deutschland neu besetzten Gebiete. Ist dort auch schon vor dem Eindringen unserer Heere Deutsch die vorwiegende Vermittlungssprache gewesen, so gab es doch durch den Zwang der russischen Behörden so gut wie keine deutsch gedruckte Presse, wenige Orte, wie Lodz und Riga, ausgenommen. Jetzt zieht sich ein Kranz von Armeezeitungen entlang unserer fast 1000 km langen Front, die alle tadellos geleitet sind und von der einheimischen Bevölkerung selbst gelesen werden. Da ist z. B. die „Zeitung der 10. Armee“, geschmückt mit einem symbolischen Sinnbild einer schwerknaufbewehrten Hand, die von Leutnant d. R. Urbach herausgegeben wird. Sie gibt sich in manchen Äußerlichkeiten etwas urtümlich altgermanisch. Sie erscheint z. B. nicht am 1. September, sondern am 1. Scheiding. Sehr originell sind ihre Karikaturen, von denen die meisten vom Gefreiten Fred Hendrick stammen. Die Beiträge sind meist von Feldgrauen geschrieben und fast durchweg von schriftstellerischen Neulingen, von denen nicht wenige beachtenswerte schriftstellerische Begabung zeigen. So wird der Krieg auch zum Erwecker neuer Talente. Ein literarisches Beiblatt, früher französisch Feuilleton genannt, führt die Bezeichnung „Liebesgabe zur Armeezzeitung“ und enthält neben Erzählungen und Schilderungen viel lyrische Beiträge. Die Abteilung „Schnurrpfeifer“ enthält viel originelle Anekdoten, von denen ein nicht unerheblicher Teil dem Schützengraben selbst entstammt. Die Preisrätselecke wird mit einem ingrimigen doppeldeutigen Humor „Kopfnüsse“ genannt. — Mehr in der Aufmachung einer illustrierten Zeitung erscheint die „Deutsche Kriegszeitung von Baranowitschi“, die an dem wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt gleichen Namens gedruckt wird. Als Titel vignette zeigt sie eine der unendlichen russischen Ebenen, durch die sich ein endloser Stacheldrahtzaun vor einem Schützengraben hinzieht. Zwei zerschossene jahrhundertalte Fichten deuten die furchtbaren Gewalten an, die in dieser stillen, menschenleeren Halbsteppe heute hausen. In der mir vorliegenden Nummer vom 13. September 1916 ist eine ausgezeichnete Karte des Kriegsgebietes der Dobrudscha enthalten, sonst aber bringt sie nicht allzuviel Inhalt. Originell und kraftvoll ist ein Aufsatz „36 Milliarden verpulvert“, auch ein wackeres Gedicht von Unteroffizier Paul Zimmermann, das sich auf den russischen Befehl, „Baranowitschi unter allen Umständen zu nehmen, und wenn die Truppen durch Bäche voll Blut waten sollten“, bezieht. Wenn man bedenkt, daß diese Zeitung im Bereich der feindlichen Kanonen gedruckt wird, so muß man ihr die Note einer guten publizistischen Arbeit geben. — Ähnlich wie diese beiden Zeitungen sind noch eine

Reihe anderer Soldatenzeitungen, so die „Feldzeitung der 3. Armee“, „Die Feldzeitung der Bugarmee“ und die „Kriegszeitung für das 15. Armeekorps“, die dreimal wöchentlich, mit zahlreichen Illustrationen versehen, herauskommt und bereits seit Dezember 1914 erscheint. Es wären weiterhin zu nennen: „Die Wacht im Osten“, „Die Kriegszeitung des Korps Marschall“ und die „Kriegszeitung der 12. Armee“. — Neben diesen, vorwiegend dem Heeresbedarf dienenden Zeitungen hat sich aber auch eine Publizistik für die Bewohner der besetzten Gebiete herausgebildet, die höchst beachtenswert ist. Da ist in erster Linie die „Lodzer Zeitung“ zu nennen und die „Deutsche Post von Lodz“, welche in diesem fast ganz deutschen Industriebezirk Polens erscheinen und die Interessen der zahlreichen deutschen Bewohner jener Gebiete wacker vertreten. In Lodz besteht seit kurzem ein deutscher Verein, der sich mit zahlreichen Zweigstellen über den ganzen Südwesten Polens verbreitet und bereits nennenswerte Erfolge aufzuweisen hat. — Ferner ist die deutsche „Warschauer Zeitung“ zu nennen, die heute schon eine sehr starke Verbreitung hat und wohl für dauernd ein angesehenes Glied der deutschen Presse darstellen wird. — Seit Januar 1916 erscheint in der Hauptstadt Litauens die „Wilnaer Zeitung“, die in Format und Inhalt durchaus den Blättern deutscher Großstädte gleicht. — In Kowno erscheinen die „Kownoer Neueste Nachrichten“ und die Kowno erscheinen die „Kownoer Neuesten Nachrichten“ und die aufzuweisen haben.

Ferner ist eine Reihe von Zeitungen, welche doppel-sprachig erscheinen, bemerkenswert, so die „Grodnoer Zeitung“, die sowohl deutsch wie polnisch herausgegeben wird und so gleichzeitig die Funktion eines sprachlichen Übungsmittels erfüllt. In Pinsk erscheint, allerdings in sehr bescheidenem Format, die „Pinsker Zeitung“ gleichzeitig deutsch und russisch, als letztere „Pinskaja Gaseta“ genannt. Sie erinnert in ihrer Aufmachung an das „Bayerische Vaterland“ des verflorenen grob-genialen Preußenfressers Dr. Baptist Siegl in München. Da auch hier die Druckerei so dicht hinter der Front gelegen ist, daß manchmal verirrte Schrapnellstücke sich in den Setzkasten einfinden, darf man nicht den strengen Maßstab anlegen, den wir gewohnt sind in Zeitungssachen anzuwenden.

Deutschlands Siegeszug nach dem Osten wird durch diese publizistischen Vorposten bereits angekündigt. Möge die deutsche Presse im Osten sich bald zu einem uneinnehmbaren Bollwerk deutscher geistiger Kultur auswachsen. (Z.)

Dr. Falk Schupp.

**Bemerkungen zur Errichtung eines Bank- und Speditionsunternehmens für das Morgenland.** Wie die Fachzeitschriften melden, ist in Prag ein Entwurf vereinbart worden, der die Gründung eines Bank-, Kommissions- und Speditionsunternehmens vorsieht. Vertreter reichsdeutscher und österreich-ungarischer Industrie- und Bankkreise sind bei diesen Beratungen zugegen gewesen.

Dieser Entwurf ist der Öffentlichkeit mitgeteilt worden. Wenn wir uns gestatten, hier einige Bemerkungen zu veröffentlichen, so verfolgen wir damit lediglich den Zweck, zu veranlassen, daß über unsere Einwendungen weiter beraten werde und daß vielleicht jene Abänderungen in das Arbeitsprogramm aufgenommen werden, die sich als Ergebnis dieser Neuarbeiten herausstellen. So z. B. wird im § 4 festgesetzt, daß die Geschäfte nach dem Morgenland nur im Wege von Verkaufslagern gemacht werden sollen, die in den Hauptplätzen desselben errichtet werden. Es kann sich doch nur um sogenannte Konsignationslager handeln. Konsignationslager in Industrieerzeugnissen sind immer, nicht nur im Morgenland, eine gewagte Sache gewesen. Aber wenn man sich auch mit diesem Geschäftsgrundsatz einverstanden erklären wollte, so ist doch die Einwendung erlaubt, daß durch diese Verkaufslager das sogenannte legitime Ausfuhrgeschäft behindert wird. Denn als legitim wird bisher das Ausfuhrgeschäft dann angesehen, wenn der Ausfuhrhändler durch seine Vertreter oder unmittelbar von seinen Kunden Bestellungen auf Grund von Mustern oder sonstigen Grundlagen erhält. Weitaus dreiviertel der Ausfuhrgeschäfte werden in der von uns soeben geschilderten Weise durchgeführt. Es ist selbstverständlich viel bequemer von dem Verkaufslager zu kaufen, als auf dem Umwege durch die Bestellung. Deshalb eben ist zu befürchten, daß viele Ausfuhrhändler und Fabriken und ihre Vertreter sich zur Wehr setzen werden, falls das neue Unternehmen tatsächlich auf breitere Basis gestellt wird.

Im Absatz 8 wird zum Ausdruck gebracht, daß dem Ausfuhrhändler die Kreditbewilligung im Morgenland erspart werden soll. Die Durchführung dieser Absicht scheint uns sehr schwierig. Wenn das Unternehmen, beziehungsweise die Bank dem morgenländischen Käufer gegenüber einen Kredit bewilligen will, aber dem europäischen Fabrikanten und Absender gegenüber die Barzahlung übernimmt, so wird sich bald in der Praxis die Befolgung dieses Grundsatzes als undurchführbar erweisen. Will man dagegen dem Käufer im Morgenlande keinen Kredit geben, so wird man kaum auf einen grünen Zweig kommen, weil in vielfacher Hinsicht das morgenländische Einfuhrgeschäft sich auf Kredit aufbaut. Zumeist wird die Bezahlung beim Empfang der Ware vereinbart, aber sie zieht sich doch meistens einige Wochen,

wenn nicht Monate, hinaus. Diese Gewohnheit des morgenländischen Kaufmannes umzumodeln, dürfte auch der neuen Unternehmung kaum gelingen. Deshalb bedarf die Bestimmung im Absatz 8 einer erheblichen Überarbeitung.

Im Absatz 6 wird eine gewisse Ausschließlichkeit festgelegt, über die sich auch manches sagen ließe. Es heißt dort: „Für jeden einzelnen Artikel einer jeden Branche darf nur je ein deutscher oder österreichisch-ungarischer Industrieller vertreten werden. Dieser soll womöglich der größte und leistungsfähigste für seinen Artikel sein.“

Wenn man diese Bestimmung in die Praxis umsetzt, so wird man unseres Erachtens finden, daß es der Schwierigkeiten kein Ende geben wird. Man vergegenwärtige sich nur! Für jeden Artikel will man den leistungsfähigsten Fabrikanten haben. Schon die Unmenge der in Frage kommenden Artikel macht die Erfüllung dieser Aufgabe schwer, ja man könnte sagen, unmöglich. Aber dann auch noch den leistungsfähigsten Fabrikanten herausfinden und diesen für diese neuartigen Ideen gewinnen, das scheint uns ein Programm, dessen Verwirklichung bei der heutigen Lage der Dinge unmöglich erscheint.

Uns kommt es übrigens vor, daß im aufgestellten Entwurf eine Hauptbedingung fehlt. Es müßte doch dort unbedingt gesagt sein, daß denjenigen Fabrikanten oder Ausfuhrhändlern, die sich an diesem neuen Unternehmen beteiligen, es untersagt ist, im Wege von Vertretern Geschäfte unmittelbar nach dem Morgenland zu machen. Man darf die Ansicht vertreten, daß, würde eine derartige Bestimmung nicht aufgenommen werden, viele deutsche und österreichische Firmen wenig Lust zeigen würden, sich bei der neuen Gründung zu beteiligen. Es geht nicht an, über diesen wichtigen Gegenstand hinwegzuleiten. Es müssen klare und unzweideutige Abmachungen in dieser Frage bestehen. Es wäre ein unhaltbarer Zustand, wenn ein deutscher oder österreichischer Fabrikant ein Verkaufslager in Konstantinopel bei der Gesellschaft halten würde, und gleichzeitig durch einen Vertreter auf diesem Platze die gleichen Käuferkreise bearbeiten ließe. Über die innere Organisation des Verkaufslagers wollen wir heute nichts sagen. Nur einen Punkt möchten wir hervorheben. Der Lagerverwalter ist mit dieser Bezeichnung nicht genügend charakterisiert. Ein Lagerverwalter kann auch eine Persönlichkeit sein, die frischweg von Wien oder Berlin nach Konstantinopel gesetzt wird, um „das Lager zu verwalten“. Damit ist aber seine Aufgabe nicht erfüllt. Ein solcher Mann soll doch auch verkaufen können und die Platzverhältnisse auf dem Markte kennen. Die Bezeichnung Lagerverwalter stimmt also für die Aufgaben nicht, die einer solchen Persönlichkeit gestellt sind. Es ist unseres Erachtens notwendig, auch in diesen Punkt Klärung zu bringen.

Im großen und ganzen kann man aber dem neuen Unternehmen Erfolge wünschen. Es handelt sich um ein ganz neues wirtschaftliches Gebilde im Morgenlande, über dessen Entwicklungsmöglichkeit und Bestandfähigkeit nur die Erfahrung Anhaltspunkte liefern kann. Deshalb wäre noch der Wunsch auszusprechen, daß diese neue Gesellschaft bescheiden ihre Tätigkeit beginnen möge und daß dann eben nach den erzielten Ergebnissen eine weitere Ausgestaltung, ein weiterer Ausbau des Unternehmens erfolgen möge. Eugen Löwinger.

**Deutsche Mitarbeit am Ausbau des türkischen Schulwesens.** Die Mitarbeit Deutschlands an der Förderung enger freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei dehnt sich auf immer mehr Tätigkeitsgebieten aus, in denen eine gemeinsame Arbeit nützlich erscheint, so namentlich auch auf dem Gebiete des Unterrichtswesens. Die deutsche Regierung hat dem türkischen Unterrichtsministerium einen schultechnischen Beirat in der Person des Geheimrats Dr. Schmidt zur Verfügung gestellt, der in Konstantinopel eine außerordentlich nützliche und allgemein hochgewürdigte Tätigkeit entfaltet. Auf seine Veranlassung hat der dortige Unterrichtsminister den aus Marburg an die Universität Konstantinopel berufenen Professor der Erdkunde Dr. Obst, der den Mitgliedern der verbündeten morgenländischen und osteuropäischen Vereine durch einen Vortrag an den „Osteuropäischen Empfangsabenden“ vorteilhaft bekannt wurde, mit der Beschaffung von Wandkarten und Atlanten in türkischer Sprache für die türkischen Lehranstalten aller Stufen beauftragt. Durch Vertrag wird ferner die Bearbeitung dieser Lehrmittel zwei deutschen Geographen, Professor Dr. Obst in Konstantinopel und Professor Dr. Kettler in Berlin, gemeinsam übertragen, während die technische Herstellung die geographische Verlagshandlung Carl Flemming A.-G. in Berlin und Glogau übernimmt. Zu den Karten gesellt sich ein zweibändiges Lehrbuch der Erdkunde in türkischer Sprache, dessen Bearbeitung Professor Dr. Obst auf Wunsch des Unterrichtsministers Schükri Pascha übernommen hat. Diesem sollen sich im gleichen Verlage geographische Lehrbücher und Leitfäden für alle Stufen des Unterrichts anschließen, so daß also Deutschland den gesamten Lehrapparat für den türkischen erdkundlichen Unterricht von der Volksschule bis zur Universität unserem Bundesgenossen liefern wird. So mehren sich stetig die Bande friedlicher Kulturarbeit, die unser Vaterland mit dem in neuem Aufblühen begriffenen osmanischen Reiche freundschaftlich verbinden.

Dr. Falk Schupp

Neuerscheinungen aus F. F. Lehmanns Verlag in München SW. 2.

# Deutschland

## Tatsachen und Ziffern

Eine statistische Herzstärkung von D. Trietsch.

32.—43. Auflage.

Mit farbigen graphischen Darstellungen und einer Karte. — Preis Mk. 1.—.

Das Buch ist ein Hohes Lied auf das Deutschtum. Die hier zusammengestellten Zahlen beweisen, daß Deutschland auf dem Gebiete der Kultur, des Handels, der Landwirtschaft, des Kriegswesens usw. eine geradezu beherrschende Stelle einnimmt, sie beweisen, daß wir unüberwindlich sind, wenn wir nur den Mut haben, von unserer Macht Gebrauch zu machen. Dieser Mut ist sofort vorhanden, sowie die hier zusammengestellten Tatsachen geistiger Gemeinbesitz des deutschen Volkes sind. —

Das Wunder der deutschen Siege findet nirgends eine bessere Erklärung als in dieser erstaunlich inhaltsreichen Darstellung.

Handel, Industrie und Technik	Deutschland	England	Frankreich
Außenhandel in Milliarden Mark 1912	19,7	22,9	11,7
Zunahme 1887/1912 in %	225	113,2	98,1
Ausfuhr von Fabrikaten 1901	2 892	4 554	1 799
in Millionen Mark 1911	5 586	7 389	2 808
Zunahme in 10 Jahren in %	93,2	66,3	56,1
Baumwollspindeln 1914, Millionen	11,4	56	7,4
Streitende und Ausgesperrte			
in Tausenden 1912	481	1 233	268
in % der Einwohnerschaft	0,75	2,65	0,67
Maschinen-Ausfuhr, 1912	630,3	631,6	67,6
„ -Einfuhr	77,1	95,2	203,7
Ausfuhrüberschuß	553,2	536,4	-136,1

Probetext aus „Trietsch, Deutschland“.

## Krieg und Rassenhygiene

Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege.

Von Geza von Hoffmann. — Preis 80 Pfg.

In diesem Büchlein ist eine klare Zusammenstellung der rassenhygienischen Maßnahmen geboten, die berufen sind, die dem Volkskörper zugefügten Schäden des Krieges wieder wettzumachen. Die Frage der Volksmehrung, des Siedlungswesens, der Mutterschaft usw. werden mit praktischen Anregungen unter einheitlichem Gesichtspunkte beleuchtet. Die leicht verständliche Schrift sei jedem empfohlen, dem die ungebrochene Zukunft des deutschen Volkes am Herzen liegt.

## Wenn die Waffen ruhen!

Beiträge zur Bevölkerungspolitik nach dem Kriege.

Von Georg Wilh. Schiele. — Preis geheftet M. 1.50

Das Buch gibt einen Grundriß einer großzügigen Sozialpolitik, die, sich an die Leitsätze des im Geiste des Freiherrn vom Stein wirkenden Generallandschaftsdirektors Kapp in Königsberg anlehnd, bestrebt ist, die Kräfte des Einzelnen wie die des ganzen Volkes zielbewußt zu heben. Die Abhandlungen über Boden, Bevölkerung, Siedlungspolitik, Schule und Steuern bieten ganz neue Gesichtspunkte und werden weite Kreise unseres Volkes veranlassen, umzulernen.

## Deutsche Erneuerung.

### Band 1: Weltkrieg und Schaubühne

Von Dr. Artur Dinter :: Preis M. 1.—

Dr. Dinter, der unermüdliche Vorkämpfer einer geistig hochstehenden deutschen Schaubühne, deckt hier mit rücksichtsloser Offenheit die Mißstände im derzeitigen Theaterbetrieb auf und weist Mittel und Wege, wie das herrschende System erfolgreich überwunden und dem deutschen Volke eine Schaubühne geschaffen werden kann, die eine Stätte der Erhebung sowie der nationalen Bildung und sittlichen Kräftigung wird.

### Band 2: Neues deutsches Volkstum

Lebensfragen der deutschen Zukunft

Von H. Schröder und E. Neuendorff :: Preis M. 2.—

Das Buch bietet gewissermaßen eine Erziehung zum Leben für die andern, es zeigt die großen sittlichen Aufgaben, die das neue Geschlecht zu erfüllen hat und die harten Forderungen, die an die geistigen und körperlichen Kräfte des Einzelnen für die Gesamtheit gestellt werden. Der Aufruf wird in unserer Jugend begeistertem Widerhall finden, und die Alten werden gern auch ihrerseits sich mit den neuen Gedanken befreunden und mitwirken, ein Geschlecht heranzuziehen, dem der Dienst für das deutsche Volk die höchste Lebensbejahung ist.

## Herders Nachschlagewerke



### Herders Konversations-Lexikon

9 Bände Mk. 115.—

Ein Kriegs-Ergänzungsband ist in Vorbereitung

## Lexikon der Pädagogik

Im Verein mit Fachmännern und unter besonderer Mitwirkung von Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann  
herausgegeben von Ernst M. Koloff, Lateinschulrektor a. D.

In 5 Bänden; jeder Band Mk. 14.—, in Buckram Mk. 16.—

Der IV. Band dieses bedeutamen Nachschlagewerkes, reichend bis Suggestion, ist soeben erschienen.  
Ausführliche Prospekte auf Wunsch kostenfrei.

## Staats-Lexikon der Görres-Gesellschaft

Dritte, neubearbeitete und vierte Auflage herausgegeben von Dr. Jul. Bachem und Dr. h. Sacher  
Fünf Bände. Geb. Mk. 90.— (auch gegen bequeme Teilzahlungen).

„... Die Artikel sind durchweg bei aller Sorgsamkeit und Vollständigkeit knapp gefaßt, positiv, das neueste Material verwertend und bis zur neuesten Zeit reichend. Reichhaltig sind die biographischen, geographischen und sozial-politischen Artikel. Man greife nach dem Werke, der Geberud wird von seiner Vollständigkeit und Güte Zeugnis geben.“  
(Deutsche Juristen-Zeitung, Berlin 1912, Nr. 3 [Oberlandesgerichtspräsident Dr. Spahn]).

Der Bonner Professor Dr. Stier-Somlo nennt es in seinem Jahrbuch des Verwaltungsrechts „ein Werk ersten Ranges“.

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br. / Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

# Der Neue Dreibund

Ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde  
Von Franz Köhler

13.—14. Auflage. Preis geheftet Mark 2.—, gebunden Mark 3.—

Versagt hat die im Frieden von vielen angestrebte Kulturgemeinschaft. Neue Bahnen gilt es einzuschlagen, wenn wir eine Gewähr haben wollen, künftig mit grösserer Ruhe unserer Arbeit leben zu können. Fieberhaft suchen wir in dem Gewirr der Meinungsäusserungen nach einer Lösung. Frankreichs ehrgeizige Machtansprüche, Englands anmassende Weltherrschaft, die drohende Ueberflutung durch Russland sind die Gefahren, gegen die wir uns für alle Zeit sichern müssen. Welche Anlehnung in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung vermag Deutschland genügend stark und unabhängig zu gestalten? In der Köhlerschen Schrift wird ein klares Ziel gezeigt. Faktoren von überragender Bedeutung führten zum „neuen Dreibund“. Der Kitt, der sie bindet, ist der gemeinsame äussere Feind, Gemeinsamkeit der Interessen nach innen, gefördert durch Kulturwerke, die sich den Großtaten menschlicher Schöpferkraft würdig an die Seite stellen. Es ist kein einseitig deutsches Zukunftsprogramm, das hier aufgerollt wird, sondern ein Zukunftsprogramm, das der Entwicklung aller Beteiligten weitesten Spielraum eröffnet und somit der umfassenden Bedeutung dieses Krieges gerecht wird. Bringt er uns diese Entwicklung, dann wird dieser Krieg ein Segen für unser Volk werden.

## DIE UKRAINE Beiträge zur Geschichte, Kultur u. Volkswirtschaft

Herausgegeben von OTTO KESSLER

Mit einer Karte der Ukraine.

Preis Mark 1.20

Die ukrainische Frage beschäftigt heute die politische Welt. Zur Aufklärung über ihre geschichtliche Vergangenheit, über Gegenwart und Zukunftsmöglichkeiten der Ukraine ist die Schrift von O. Kessler vorzüglich geeignet.